

BERICHTE UND DISKUSSIONEN

Die formalen Systeme des französischen Strukturalismus

Claude Lévi Strauss und Roland Barthes

Von Hartmut MELENK (Angers)

1. Theoretischer Entwurf

1.1. *Lévi-Strauss*. Der französische Strukturalismus versteht sich als revolutionäre Bewegung innerhalb der Geisteswissenschaften. Er analysiert nicht die Phänomene selbst, sondern die „Strukturen“, d. h. die Relationen zwischen den einzelnen Phänomenen, weil er glaubt, auf diese Weise leichter zu Konstanten, zu stabilen, fundamentalen Ergebnissen zu kommen und so der jeweiligen Wissenschaft zu einem solideren wissenschaftlichen Status zu verhelfen, als es früheren Methoden gelungen war. C. Lévi-Strauss, der Begründer des französischen Strukturalismus, macht etwa C. G. Jung den Vorwurf, Archetypen materiell festzulegen und z. B. jeder Farbe einen eigenen fixen Symbolwert zu geben. Da aber verschiedene Kulturen mit identischen Elementen völlig verschiedene Systeme konstruieren und dieselben farbensymbolischen Oppositionen in Rhodesien und Australien mit genau umgekehrtem semantischem Wert vorkommen, folgert Lévi-Strauss, daß nicht die Inhalte, sondern nur die Beziehungen zwischen den Inhalten („die Formen“) gemeinsam sein können (PS 88)¹. Ob Rot die Farbe des Lebens oder des Todes ist, spielt keine Rolle; wichtig ist nur, daß das Oppositionspaar „Tod/Leben“ überhaupt relevant ist und daß ihm ein Oppositionspaar im Bereich der Farben oder in einem andern Objektbereich zugeordnet ist. Eine Folge solcher Oppositionspaare – im günstigsten Fall lauter binäre (zweigliedrige) Oppositionen – bildet ein Oppositionssystem (das System der sozialen Gruppierungen, das der institutionalisierten Gefühle usw.). Solche Systeme oder Strukturen gilt es zu finden und zu analysieren.

Verschiedene Systeme, deren Oppositionsketten vergleichbare Momente aufweisen, verbindet Lévi-Strauss zu Transformationsketten, in denen sich eine extreme Ausprägung des Systems graduell zu ihrem Gegenteil verändert. Die Transformationsketten wiederum sind interpretierbar als Variationen einer einzigen zugrunde liegenden Struktur (z. B. einer Homologie zwischen natürlichen und kulturellen Differenzen; PS 120). Die unübersehbare Menge der Systeme kann auf diese Weise sukzessive auf eine kleine Zahl elementarer Strukturen reduziert werden, aus denen die einzelnen Systeme auf dem Wege der Variation und der Entfaltung hervorgehen. Das Ziel der strukturalen Anthropologie ist dementsprechend, diesen begrenzten Katalog elementarer Relationen aufzustellen und die Ableitungswege hin zu den konkreten Einzelstrukturen aufzuweisen.

Dieses Ziel wird in dem programmatischen Einleitungsaufsatz der „Strukturalen Anthropologie“ philosophisch formuliert: Die unbewußte Tätigkeit des Geistes besteht darin, einem Inhalt Formen aufzuzwingen – Formen, die im Grunde für alle Geister dieselben sind. Es ist demnach notwendig und hinreichend, die jeder Institution zugrunde liegenden Formen (Strukturen) zu finden, um ein Interpretationsprinzip zu bekommen, das auch für andere Institutionen gültig ist (AS 35). So kann man, wenn man die Analyse weit genug treibt, zu einer „Ordnung der Ordnungen“ kommen. Da jede Gesellschaft eine Vielzahl von Strukturen umfaßt, die verschiedenen Organisationstypen entsprechen (Verwandtschaftssystem, soziale Organisation, soziale und wirtschaftliche Schichtung usw.), kann man die Beziehungen zwischen diesen Strukturen untersuchen und schließlich ein totales Modell dieser Gesellschaft (oder auch: einer Gruppe von Gesellschaften) in Formeln fassen (AS 342, 352).

1.2. *Barthes*. Mit einer ähnlichen Konzeption begründet R. Barthes seine Semiologie, die Wissenschaft der komplexen Zeichensysteme, in denen die Sprache nur die Funktion eines Subsystems hat. Gegenstände dieser Wissenschaft sind der Straßenverkehr, die Mode, die Reklame, die

Politik, die Massenmedien usw. Auch die Literatur gehört dazu, insofern sich dem System der Sprache eine Reihe spezifisch literarischer Systeme überlagert.

Barthes konstruiert ein strukturalistisches Modell semiologischer Analyse: Ein semiologisches Teilgebiet wird intelligibel, wenn es als Taxinomie beschrieben oder in eine Taxinomie eingeordnet werden kann. Eine Taxinomie (Struktur im semiologischen Sinne) kann durch zwei Operationen hergestellt werden: (1) Zerlegung (*découpage*) des Objekts in seine elementaren Einheiten und (2) Anordnung (*agencement*) dieser Elemente derart, daß eine Rekonstruktion, ein „*Simulacrum*“ des Objekts entsteht.

Beide Operationen sind nicht banal. Die Zerlegung muß diskrete Einheiten (ähnlich den Morphemen und den Phonemen der Linguistik) ergeben; sonst ist die zweite Operation, die Anordnung dieser Einheiten, nicht möglich. Randunschärfen und Übergänge sind nicht erlaubt; wo sie auftauchen, müssen sie als nicht-signifikative Varianten aus dem System ausgeschlossen werden. Es kann schwierig sein, Objekte in dieser Weise zu zerlegen. Die Bildkomponente (des Films, der Reklame) z. B. scheint zunächst eher kontinuierliche Übergänge als diskrete Einheiten zu enthalten.

Die zweite Operation, die Anordnung der elementaren Einheiten zu größeren Komplexen, darf sich nicht mit einer äußerlichen Zusammensetzung voneinander unabhängiger Einzelteile zufriedengeben, sondern sie muß ein System konstruieren, dessen Elemente nur durch die wechselseitige Opposition definiert sind. Sie muß das Objekt rekonstruieren, d. h. sie muß Assoziationsregeln, funktionale Gesetze entwickeln, die das Funktionieren des semiologischen Systems determinieren und alle möglichen Konstellationen ableitbar machen².

Wie Lévi-Strauss so projiziert auch Barthes sein methodisches Modell auf ein letztes Ziel hin, greift dabei allerdings wesentlich weiter: Er verallgemeinert die wissenschaftliche Analyse semiologischer Systeme zur strukturalistischen Aktivität (*activité*) eines strukturalen Menschen, der die Struktur praktiziert, der in einer distinktiven Erfahrung die Welt auseinandernimmt und aus den Fragmenten eine neue Welt schafft, nicht um die erste Welt zu negieren, sondern um sie intelligibel zu machen. Wissenschaft und Kunst werden zu verschiedenen Modi einer einzigen ontologischen Grundform: Während die Wissenschaft ein schon vorliegendes Objekt rekonstruiert (z. B. das Lesbare, *le lisible*, im Akt des Lesens und Wiederlesens interpretiert, d. h. die Pluralität der Textkonstitution rekonstruiert), vollzieht die Kunst denselben kreativen Akt mit einem noch diffusen Objekt (z. B. dem Schreibbaren, *le scriptible*, dem immerwährenden Präsens der Praxis des Schriftstellers, das – als vorliegender Text Objekt geworden – zum Lesbaren wird) (S/Z 9 ff.; EC 213 ff.).

1.3. Philosophische Kritik am Strukturalismus. Die Kritik an diesem theoretischen Entwurf ist bekanntlich sehr heftig gewesen. Innerhalb der Einzelwissenschaften beklagt man, die bisherigen Grenzen seien zu schnell, zu großzügig und zu unkritisch erweitert worden³. Innerhalb der Philosophie sieht man eine Reihe von Unzulänglichkeiten⁴. Differenzierte Beschreibungen, die der Kompliziertheit und Veränderlichkeit der Phänomene angemessen sind, sollen einem vergrößernden Mechanismus geopfert werden. Das Bewegte soll in Elemente zerlegt, das Zusammenhängende künstlich isoliert werden. Der strukturale Mensch – so spottet H. Lefèbvre – ersetzt das lebende Bein durch dessen funktionales, intelligibles, endliches, zerlegbares *Simulacrum*: die Prothese (ADS 199 f.). – Weiterhin vermag der Strukturalismus nicht über sein *Corpus*, über die gegebenen Verhältnisse hinauszublicken; die Dialektik von Struktur und Geschichte ist ihm verschlossen. Er „verliert die historische Dialektik von Möglichkeit und Wirklichkeit aus dem Blick, wie sie im Marxschen Begriff der ‚objektiven Tendenz‘ ebenso angelegt ist wie in Blochs Idee einer ‚Tendenzwissenschaft‘ in utopisch-antizipatorischer Absicht oder im Konzept des ‚Entwurfs‘ bei Sartre und Marcuse“⁵. – Schließlich bleibt der Strukturalismus schließlich innerhalb eines schon eröffneten „Horizontes“ der Verständlichkeit und fragt nicht darüber hinaus nach der Konstitution der Strukturen. Eine „ontologische Eigenständigkeit“ (H. Rombach, SO 74) vermag er nicht zu erreichen.

Um diese Kritiken richtig zu beziehen, muß man innerhalb des Strukturalismus zwischen einem methodischen Ansatz einerseits und einem utopischen Ziel andererseits unterscheiden – und innerhalb dieser Extreme zwischen den bereits geleisteten konkreten Ergebnissen und den vielleicht noch zu erwartenden weiteren Leistungen.

Wenn sich die Kritiken auf das eigentlich Skandalöse, die strukturalistischen Utopien, richten,

sind sie gerechtfertigt. Diese Utopien nämlich sprechen Vermutungen aus, die im Augenblick weder verifiziert noch falsifiziert und die auch in Zukunft wohl nie vollständig realisiert werden können. Sie haben etwa die Belastbarkeit von Seifenblasen, zuwenig also, um einen strukturalistischen „Terrorismus“ (H. Lefèbvre), einen Absolutheitsanspruch zu rechtfertigen. Angemessener sind sie als Strategien zu verstehen, als Marschrouten, denen der Strukturalismus bei seinem weiteren Ausbau zu folgen hat.

Die erarbeiteten Resultate, auf die sich der Strukturalismus legitimerweise berufen kann, sind im Gebiet eng umgrenzt, in der Fragestellung präzise und innerhalb dieser Begrenzung eindrucksvoll perfekt. Sie allein hätten wohl weder vehemente Kritik noch ungewöhnliche Beachtung hervorgerufen. Dennoch liegen Wert und Eigenständigkeit des Strukturalismus vor allem in den neuen Wegen der Beschreibung, deren Charakteristika und deren Reichweite in zwischen ungefähr abzuschätzen sind. Die folgende Darstellung wird sich darum auf die formalen Systeme beschränken, die mit Hilfe der skizzierten Methode konstruiert werden können, und wird die Stellungnahmen zu philosophischen Problemen ausklammern⁶. Diese Beschränkung ist philosophisch sinnvoll, insofern die Wahl der Methode zweifellos eine ontologische Grundentscheidung enthält und der Strukturalismus auch ohne seine philosophischen Exkurse in gewisser Hinsicht eine „Philosophie“ bleibt.

2. Das methodische Modell der Linguistik

Das differentielle Moment, das den französischen Strukturalismus von anderen Theorien unterscheidet, ist der Anschluß an die Methode des linguistischen Strukturalismus – der Versuch, die Revolution, die sich seit Anfang des Jahrhunderts in der Linguistik vollzieht, auf andere Geisteswissenschaften zu übertragen⁷.

2.1. *Rezeption der Wissenschaftstheorie.* Der linguistische Strukturalismus seinerseits ist keineswegs originell. Auch er verpflanzt eine bereits existierende Methode auf ein anderes Gebiet – nämlich das methodische Modell der Naturwissenschaft auf eine Geisteswissenschaft. Die naturwissenschaftliche Methode verifiziert eine formale mathematische Konstruktion (die Hypothese) im Experiment. Durch eine Folge von Experimenten (von Veri- und Falsifikationen) verändert sich die formale Basis (die Axiomatik), und die Gesamtkonzeption wird adäquater, weiterreichend und fast notwendig komplizierter. Diese Methode und die zugehörige Wissenschaftstheorie setzen sich mit steigender Deutlichkeit innerhalb der Linguistik durch.

Für Humboldt waren die Voraussetzungen dazu noch nicht gegeben. Humboldts Auffassung, die Sprache sei das Leben des Geistes, sie sei nicht so sehr *ergon* als vielmehr *energeia* und in ihr bildeten sich Subjektivität und Objektivität gleichermaßen erst aus, bietet keinen Ansatz zu einer formalen Sprachanalyse (die notwendig die Sprache als *ergon* voraussetzt). Die eindeutig faßbaren, formalisierbaren Elemente der Sprache, die „Schälle und Zeichen“ (Phonologie und Grammatik nach heutiger Auffassung), spielen eine untergeordnete Rolle und dienen lediglich dazu (wie Farben und Handwerkszeug eines Malers), die Formen des Geistes zu entwickeln und die „Verschiedenheiten der Weltansichten selbst“ sichtbar zu machen.

Erst mit Saussures Unterscheidung von *langue* und *parole* wird die Sprache ein System im Sinne der Naturwissenschaften: ein Zeichensystem, ein System von Verhältnissen, das in jedem Sprechakt virtuell vorhanden und partiell aktualisiert ist. Die einzelnen Daten (Sprechakte) ermöglichen die Konstruktion der Hypothese des Sprachsystems, das selbst wiederum an den einzelnen Sprechakten in seiner Validität geprüft werden kann. Saussures Unterscheidung von *langue* und *parole* ist eine Neuformulierung der Unterscheidung von Hypothese und Experiment für den Spezialfall der Sprache. Wissenschaft kann es nur von der *langue*, nicht von der *parole* geben; denn der *langue* kommt der Status der Hypothese zu, der *parole* hingegen nur der Status des empirischen Datums, das diese Hypothese bestätigt oder widerlegt.

Hjelmslev formuliert diese Verhältnisse wissenschaftstheoretisch exakter. Sein „empirisches Prinzip“ betrifft die Form der Hypothese: Diese muß widerspruchsfrei, erschöpfend und möglichst einfach sein. Widerspruchsfreiheit und Einfachheit beziehen sich auf die logische Form der Theorie; Vollständigkeit bezieht sich auf die Adäquation mit den empirischen Daten. Eine erschöpfende Theorie muß alle Gegebenheiten des Objekts einzuordnen und zu erklären imstande

sein. Für die Sprache schlägt Hjelmslev die theoretische Form der Taxinomie vor (Segmentierung, Klassifikation und Konstruktion) – eine Hypothese, die von Barthes unverändert auf die Semiologie übertragen wird.

Wiederum einen Schritt weiter in der Rezeption allgemeiner Wissenschaftstheorie geht Chomsky (dessen generative Grammatik von den französischen Strukturalisten noch zu rezipieren ist): Er differenziert die Forderungen der Vollständigkeit und der Einfachheit und sagt, die allgemeine Sprachtheorie solle nur so viel leisten, daß sie zwei spezielle Sprachtheorien (zwei Grammatiken) miteinander vergleichen und entscheiden könne, welche von beiden die adäquatere, dem gegebenen Corpus der Einzelsprache angemessenere sei. Diese Forderung, die um einiges bescheidener klingt als die Hjelmslevsche Version, vollzieht den Schritt vom theoretischen Vorentwurf hin zu dem, was die Linguistik heute oder in naher Zukunft zu leisten imstande ist.

2.2. *Limitationen der Linguistik.* Verglichen mit der Leistungsfähigkeit naturwissenschaftlicher Systeme bleibt die Linguistik in einigen wesentlichen Punkten erheblich zurück. Zunächst sind die Sprachen arbiträre, also konventionelle, der schnellen historischen Veränderung unterworfen Systeme. Die sie betreffenden Hypothesen haben gegenüber denen der Naturwissenschaften einen erheblich eingeschränkten Geltungsbereich; der normalerweise durch den Begriff der Synchronie umschrieben wird: Sie beziehen sich auf ein homogenes Corpus, z. B. eine Einzelsprache in einem synchronischen Schnitt. Diese Einschränkung wird nur teilweise überwunden, wenn verschiedene Systeme aufeinander bezogen werden oder wenn es gelingt, innerhalb der einzelnen Sprachsysteme einen fundamentalen Bestand linguistischer Universalien auszuondern, also solcher Elemente, die von Sprache zu Sprache invariant bleiben und mit dem menschlichen Sprachvermögen (langage) in direkter Verbindung stehen (Trubetzkoy, Jakobson, Hjelmslev und vor allem Chomsky).

Zum anderen ist die Determination des einzelnen Sprechaktes durch das Sprachsystem erheblich eingeschränkt im Vergleich zur Wirksamkeit eines Naturgesetzes. Jeder Sprechakt verläuft zwar in den durch das Sprachsystem vorgegebenen Bahnen. Welche Auswahl der Sprechakt aber aus den numerisch nicht begrenzten Möglichkeiten des Sprachsystems trifft, ist durch das System nicht vorgeschrieben. Es ist also auf der Basis des Sprachsystems keine Vorhersage von einem auf den nächsten Sprechakt möglich, selbst dann nicht, wenn die Situation und die vorausgehenden Sprechakte bekannt sind. Im Gegensatz zu den Naturwissenschaften ist nur die Form, nicht aber die Abfolge der empirischen Daten determiniert. – Auch hier gibt es Versuche, den Geltungsbereich des Systems wenigstens teilweise auszudehnen. Die Folge der Sprechakte ist nicht völlig beliebig. Die Vorhersagemöglichkeit wird relativ am größten sein, wenn man nicht den Satz, sondern den Text als Einheit betrachtet. Auf der Basis der Kontextdetermination und der Hörererwartung muß es möglich sein, einige textkonstitutive Gesetze herauszufinden. So können nach einem gut besuchten Fußballspiel ungefähr alle Sätze mit allen syntaktischen und semantischen Strukturen vorhergesagt werden, die in sämtlichen Gaststätten der betreffenden Großstadt gewechselt werden⁸. Hörererwartung und Kontextdetermination sind aber bis heute nicht viel mehr als bloße Worte. Die Methode, sie in die Praxis umzusetzen und eine Textlinguistik zu entwickeln, ist noch nicht gefunden.

Eine weitere Beschränkung der Linguistik ist die Auswahl einer einzigen sehr einfachen Methode, der taxinomischen, aus dem großen Arsenal möglicher Methoden, das Mathematik und mathematische Logik heute anbieten. Diese von Barthes als „découpage“ und „agencement“ beschriebene Methode ist für die Analyse der Sprache bis zu einer bestimmten Grenze gut geeignet, weil sich die Sprache auf allen Ebenen in diskrete Einheiten zerlegen läßt (ein Text kann sukzessive in Sätze, dann in Wörter bzw. Morpheme, dann in Phoneme und phonologische Eigenschaften zerlegt werden) und weil sich die jeweils nächsthöhere Ebene durch eine Kombination von Einheiten der niedrigeren Ebene konstruieren läßt. Daß diese Methode nicht verbindlich ist und daß ihr keineswegs der Rang zukommt, den Barthes ihr zuschreibt, zeigt die Entwicklung der generativen Grammatik. An die Stelle der Kombination von Elementen tritt dort die doppelte Konstruktion eines Formationsteils (einer Hierarchie von Verzweigungen, deren letzte Spitzen die Elemente der Taxinomie sind) und eines Transformationsteils (der eine oder mehrere generierte Ketten in die Folge des grammatisch richtigen Satzes transformiert). Im Augenblick ist eine große Suche nach anderen verwendbaren Methoden im Gange. Auch die Segmentierung, die Zerteilung in diskrete Einheiten, die in der generativen Grammatik noch

erhalten ist, kann durch andere Methoden ersetzt werden, die mit Kontinuen statt mit Segmenten arbeiten – etwa auf den Ebenen der Semantik, der Pragmatik und der Textlinguistik, in denen sich die Segmentierung nicht so selbstverständlich nahelegt wie in Phonologie und Syntax.

Wenn der französische Strukturalismus sich auf eine taxinomische Methode beschränkt – und das ist bis heute der Fall –, so ist fest damit zu rechnen, daß er die Grenzen einer mathematischen Beschreibung nach linguistischem oder naturwissenschaftlichem Modell noch lange nicht erreicht hat. Man wird seine formalen Systeme als Vorarbeiten charakterisieren müssen, die durch spätere Bearbeitungen noch erheblich erweitert werden können.

2.3. *Ein formales Modell: Die Phonologie.* Die Phonologie hat die taxinomische Methode am perfektsten entwickelt. Es ist ihr gelungen, die Ökonomie des Systems über mehrere Stufen hinweg zu verbessern und schließlich das einfachst denkbare, das binäre System zur Deskriptionsgrundlage zu machen. Wegen dieser Perfektion ist die Phonologie für die anderen linguistischen Subsysteme und für die strukturelle Anthropologie Lévi-Strauss' zum Vorbild geworden.

Es war ein entscheidender Fortschritt für die Systematisierung der Linguistik, daß der Begriff des Phonems klar definiert wurde: als eine distinktive Einheit, die sich – wie immer sie ausgesprochen wird – von allen anderen Einheiten klar und eindeutig unterscheidet. Jede Sprache hat etwa 30 solcher Phoneme, die durch Opposition aller gegen alle definiert sind. „All phonemes denote nothing but mere otherness“ (Jakobson/Halle, FL 11). Ein solches System, das aus 30 Einheiten und 435 Oppositionen besteht, ist völlig hinreichend, um eine beliebige Anzahl von bedeutungstragenden Einheiten (von Wörtern) zu unterscheiden. Noch deutlicher als das System der Phoneme ist das System der Grapheme (der Schriftzeichen) ausschließlich durch das Prinzip der bloßen Andersheit, also durch das Oppositionsprinzip selbst, definiert: Jedes Schriftzeichen ist willkürlich gewählt, mit dem ausschließlichen Interesse, es von allen anderen unterscheidbar zu machen.

Nun kann das phonologische System jedoch auch auf andere, erheblich einfachere, aber auch abstraktere Weise beschrieben werden – auf Grund des Umstands, daß die Phoneme ihre distinktive Funktion mit Hilfe der menschlichen Stimme realisieren. Die Mittel der menschlichen Stimme aber sind begrenzt. Eine einzige Eigenschaft der Artikulation charakterisiert jeweils eine ganze Reihe von Phonemen. Die Phoneme /m/, /b/, /p/, /v/ und /f/ werden durch Verschluß oder Enge der Lippen artikuliert (Labialität); die Phoneme /b/, /v/, /m/ usw. sowie sämtliche Vokale werden durch Vibration der Stimmbänder erzeugt (Stimmhaftigkeit). Man kann jedes Phonem in eine Reihe von Eigenschaften wie Labialität, Stimmhaftigkeit usw. zerlegen, die auch bei anderen Phonemen vorkommen, und man kann die Phoneme untereinander auf ihre Eigenschaften hin vergleichen. Auf der Basis der phonetischen Realisierung sind die Phoneme nicht durch „bloße Andersheit“ charakterisiert, sondern durch eine relative Verwandtschaft bzw. durch eine relative Distanz zueinander.

Es wird nun möglich, zu sagen, daß die eigentlich distinktive Funktion nicht bei den Phonemen, sondern bei den Eigenschaften liegt. „Es ist nur ein kleiner, aber folgenreicher Schritt, in einem Lautsystem nicht mehr die Phoneme, sondern die Oppositionen, also die Phonemmerkmale, als das Primäre zu betrachten und die Phoneme als Bündel von Merkmalen wie Stimmhaftigkeit, Nasalität, Verschluß usw. sekundär einzuführen“ (Bierwisch 88). Das System der distinktiven Eigenschaften kann, anders als das System der Phoneme, nicht durch das Prinzip der bloßen Andersheit definiert werden. Eine phonologische Eigenschaft steht nicht zu allen, sondern nur zu mindestens einer anderen Eigenschaft des Systems in Opposition. Die Eigenschaft „konsonantisch“ etwa ist nicht gegenüber „nasal“, „stimmhaft“ abgehoben, sondern nur gegenüber „vokalisch“. „Konsonantisch“ und „vokalisch“ bilden zusammen ein Subsystem von Eigenschaften, das durch eine einzige Opposition definiert ist. Es gibt eine ganze Reihe von Subsystemen mit zwei Elementen – nasal/oral, stimmhaft/stimmlos – so viele, daß man geneigt ist, alle Subsysteme so zu definieren und auf diese Weise ein durchgängig binär organisiertes System zu erhalten. Ein solches System hat den Vorzug großer Einfachheit: Wenn das System aus einer Folge von 12 binären Subsystemen besteht, ist es durch nur 12 Oppositionen definiert – eine gewaltige Vereinfachung gegenüber dem Phonemkatalog, der durch 435 Oppositionen definiert ist.

Die so gewonnene Vereinfachung entfernt sich von der phänomennahen Deskription und setzt eine erhebliche Abstraktionsleistung voraus. Neben evidenterweise binär organisierten Eigen-

schaften wie vokalisch/konsonantisch, oral/nasal usw. gibt es solche, bei denen erheblich mehr als zwei Möglichkeiten zur Wahl stehen, z. B. die Artikulationsstellen der Konsonanten. Trubetzkoy unterscheidet acht Grundreihen – labial, dental, dorsal, lateral usw. – und je zwei Variationsmöglichkeiten, also insgesamt 24 theoretisch mögliche Distinktionen allein der Artikulationsstelle. Jakobson und Halle verweisen alle diese Distinktionen in den Bereich der Varianten und erklären sie als Zusammensetzung aus zwei allgemeineren, binär organisierten Subsystemen, den features „tief/hoch“ und „kompakt/diffus“. „Tief“ sind Phoneme, deren akustische Energie sich in den unteren Frequenzen des Tonspektrums konzentriert („hoch“: in den oberen Frequenzen). „Kompakt“ sind Phoneme mit einer relativ hohen Gesamtenergie, die sich in einem engen mittleren Bereich des Tonspektrums konzentriert („diffus“: geringere Gesamtenergie über das ganze Spektrum verteilt). Ein Phonem wie /p/ hat nun nicht mehr die distinktive Eigenschaft „labial“, sondern diese schwer binär zu formulierende Eigenschaft wird aufgefaßt als eine Variante der Kombination zweier Eigenschaften „tief“ + „diffus“. Natürlich ergeben sich aus diesen beiden features nicht 24, sondern nur 4 mögliche Distinktionen. Aber mehr sind auch nicht nötig. Keine Einzelsprache benutzt im Bereich der Artikulationsstellen mehr als 4 Distinktionen. Alle weiteren Differenzierungen können als Varianten bei der Realisierung der beiden features „tief/hoch“ und „kompakt/diffus“ beschrieben werden.

Man mag dieses Verfahren, phänomennah beschreibbare Eigenschaften wie „labial“ noch einmal in Komponenten aufzuspalten, für eine ungerechtfertigte Abstraktion halten (wie z. B. Martinet es tut). Aber die Festlegung und Abgrenzung der Eigenschaften ist Sache des theoretischen Entwurfs. Sie ist nicht schon fertig vorgegeben, und sie bedarf lediglich nachher der Legitimation durch die Fakten. Für die Klarheit und Ökonomie des Systems ist das von Jakobson und Halle entwickelte Verfahren ganz zweifellos ein erheblicher Gewinn. In seiner Klarheit und Logizität ist es gleichsam ästhetisch befriedigend und ermutigt zu ähnlichen Unternehmungen auf benachbarten Gebieten.

3. Elementare Strukturen: Lévi-Strauss

Das Bindeglied zwischen der Phonologie und dem nicht-linguistischen Strukturalismus ist das Buch „Les structures élémentaires de la parenté (1947; 1967²)“ von Lévi-Strauss, das in persönlichem Kontakt mit Jakobson, also gleichsam aus der unmittelbaren Berührung mit der Phonologie heraus entstanden ist. Nirgends sonst (außer vielleicht in der monumental Tetralogie der „Mythologiques“, 1964–1971) ist die methodische Präzision und die Kunst der Systembildung zu vergleichbarer Höhe entwickelt worden. Diese Musteranalyse des französischen Strukturalismus, die durch einige Aufsätze des Sammelbandes „Anthropologie structurale“ (1958) und viele Passagen aus den anderen Werken ergänzt wird, erreicht fast denselben Grad der Ökonomie wie die Phonologie Jakobsons. Auch einen vergleichbaren Grad an Universalität: So wie alle Sprachen der Welt eine Auswahl aus dem phonologischen System treffen, so entfalten alle Kulturen ihr Verwandtschaftssystem aus den Lévi-Strauss'schen Prinzipien (selbst das europäische Verwandtschaftssystem, das als Spezialfall des verallgemeinerten Tauschs erklärt wird).

3.1. *Das Tauschprinzip.* Die Verwandtschaftsstrukturen basieren auf drei elementaren binären Verwandtschaftsverhältnissen: dem Verhältnis zwischen Geschwistern, dem zwischen Ehegatten und dem zwischen Eltern und Kindern (Vater oder Mutter gegenüber Sohn oder Tochter). Zwei dieser Verhältnisse sind vollständig determiniert: die Verhältnisse zwischen Geschwistern sowie zwischen Eltern und Kindern sind vorgegeben und können nicht reguliert oder modifiziert werden. Sie sind die Konstanten des Verwandtschaftssystems. Das Verhältnis zwischen Ehegatten ist hingegen variabel: Wer wen heiratet, liegt von Natur aus nicht fest, kann aber durch Regeln festgelegt werden. Dies eben ist die Aufgabe des Verwandtschaftssystems.

Das Verwandtschaftssystem geht dabei von einer Grundregel aus, deren universale Gültigkeit Lévi-Strauss postuliert und die in doppelter Formulierung erscheint: positiv als Tauschprinzip, negativ als Inzestverbot. Die Sippe, die als soziale Basisgruppe durch die Konstante der väterlichen oder mütterlichen Abstammung automatisch entsteht, regelt das Heiratsverhältnis nicht intern, durch Inzest (Heirat zwischen Mitgliedern der Sippe), sondern extern, durch Tausch

der weiblichen Mitglieder mit einer anderen Sippe. Damit sich ein solcher Tausch vollziehen kann, ist notwendig, (1) daß er sich nach einer Regel vollzieht (deren mögliche Formen noch zu nennen sind), (2) daß er auf Gegenseitigkeit beruht und jedem Geben ein Nehmen entspricht, (3) daß sich damit das Verwandtschaftsverhältnis auf beide tauschende Sippen ausdehnt und so eine größere Gruppe entsteht (SEP 98).

Lévi-Strauss gibt dem Tauschprinzip eine kulturphilosophische Interpretation: Es ist kulturkonstitutives Prinzip, insofern es ein von der Natur offengelassenes Verhältnis durch ein regulatives Prinzip determiniert und „den Zufall durch eine Organisation ersetzt“ (SEP 37). Es ist kulturkonstitutiv weiterhin, weil es als synthetisches Prinzip aus einer gewissen Anzahl von Sippen durch verwandtschaftliche Verbindung eine einzige Gesellschaft macht.

Diese Interpretation ist philosophisch nicht uninteressant, weil sie eine Hypothese für die Entstehung der Kultur liefert. Sie ist überdies sympathisch, weil sie vom Grundsatz der Gleichheit, des Gleichgewichts von Geben und Nehmen ausgeht und sozialintegrativ ist. Aber bindend für die Möglichkeit einer formalen Analyse ist sie nicht: Diese könnte sich einem anderen Prinzip, etwa dem der Ausbeutung, ebensogut anschließen wie dem des Tauschs – vorausgesetzt, daß sich die Ausbeutung nach Regeln vollzieht, und das pflegt sie ja zu tun. Daß Lévi-Strauss eine philosophische Interpretation seines Prinzips geben kann, sagt so viel, daß es ihm gelungen ist, mit seiner Methode ein zentrales Gebiet zu erfassen. Für die formale Konstruktion hat das Prinzip des Tauschs ausschließlich die Funktion des konstitutiven Prinzips, das die Einheit und Durchgängigkeit der Analyse sichert. So wie das phonologische System als ganzes eine einzige Funktion hat, nämlich eine Reihe von lautlichen Differenzen bereitzustellen, die einzelne Phomene und sekundär einzelne Wörter unterscheidbar machen, so hat auch das Verwandtschaftssystem in all seinen verschiedenen Ausprägungen einzig die Funktion, das Tauschprinzip in kürzeren oder längeren Zyklen der Gegenseitigkeit zu realisieren. Die Einheit eines einzigen konstitutiven Prinzips ist der Idealfall, aber nicht die notwendige Bedingung für die Existenz eines formalen Systems: Sie sichert diesem ein Maximum an Zusammenhang und Notwendigkeit.

Schon auf dieser Stufe sind zwei typologische Charakteristika der Lévi-Strauss'schen Strukturen erkennbar:

(1) Lévi-Strauss versucht, den formalen Strukturen, die er auffindet, einen Sinn zu geben, sie unmittelbar mit einem allgemeinen, einleuchtenden Gedanken zu verbinden (besonders auffällig bei der Mytheninterpretation: die Struktur des Mythos wird mit dem gedanklichen Gehalt eines Problems und seiner Lösung verknüpft). Er gibt eine Synthese zwischen formaler Analyse und herkömmlicher Interpretation. Beide entsprechen einander, stützen sich und gehen auseinander hervor. Diese Synthese ist eine spezifische Eigenart Lévi-Strauss'. Bei anderen Autoren ist der Komplikationsgrad einer formalen Analyse sehr rasch so hoch, daß der unmittelbare Nachvollzug unmöglich wird und es keine direkte Entsprechung zwischen Form und Interpretation geben kann.

(2) Lévi-Strauss hat es mit gleichsam idealen Strukturen zu tun. Seine Strukturen sind von einem einzigen konstitutiven Prinzip her aufgebaut, und auch inhaltlich drückt sich in ihnen Gleichgewicht (zwischen Geben und Nehmen), Ordnung (eines ungeordneten Verhältnisses), Harmonie (zwischen miteinander verbundenen Gruppen), Symmetrie (in der Ausführung der Regeln) aus. Den Strukturen eignet eine gewisse ätherische Schönheit. Das Prinzip schwebt gleichsam über den Veränderungen und läßt eine Form, wenn sie zerbrochen ist, neu erstehen. Wenn auch die Institutionen äußerst instabil – „oft zerbrechlich und fast immer unvollständig“ – sind, so „bleibt doch immer dieselbe Kraft am Werk, und immer auf dieselbe Weise ordnet sie die Elemente neu, die ihr angeboten oder überlassen werden“ (SEP 88).

3.2. *Elementare Tauschformen.* „Elementar“ heißt ein Verwandtschaftssystem dann, wenn es ausschließlich mit eigenen Elementen konstruiert werden kann, wenn das variable Gattenverhältnis ausschließlich durch die konstanten Verhältnisse der Abstammung und der Geschwisterschaft determiniert ist. Eine solche elementare Struktur verbirgt sich unter der einfachen Regel des reziproken, des „eingeschränkten“ Tauschs: „Wenn ein Mann X eine Frau Y heiratet, muß ein Mann Y immer eine Frau X heiraten können“ (SEP 170). Diese Regel hat auf den ersten Blick wenig mit elementaren Verwandtschaftsstrukturen zu tun. Aber sie etabliert ein Verwandtschaftsverhältnis zwischen den Sippen X und Y; und wenn die Regel mehrere Genera-

tionen hindurch gültig bleibt, verheiraten sich immer Verwandte mit Verwandten. Der vorausichtliche Verwandtschaftsgrad der Ehepartner ist der zwischen bilateralen Kreuzvettern: Ein Mann X heiratet die Tochter der Schwester seines Vaters, die zugleich Tochter des Bruders seiner Mutter ist. Dieses Verwandtschaftsverhältnis geht unmittelbar aus der Heiratsregel hervor: Angenommen, das Ehepaar X-y habe einen Sohn X und eine Tochter x, das Ehepaar Y-x einen Sohn Y und eine Tochter y, so tauschen gemäß der Heiratsregel die Sippen ihre Frauen: Sohn X heiratet Tochter y (und Sohn Y Tochter x). Die Mutter der Braut y ist eine x: die Schwester des Vaters des Bräutigams X. Die Mutter des Bräutigams X ist eine y: die Schwester des Vaters der Braut y. Die Brautleute sind doppelseitig verwandt; sie sind bilaterale Kreuzvettern.

Die Regel des eingeschränkten Tauschs und der Verwandtschaftsgrad der Kreuzvettern sind also einander äquivalent. Die „elementare Formel der Tauschheirat“ (SEP 151) lautet: Kreuzvettern heiraten einander. Diese Formel ist extrem ökonomisch, weil sie das variable Gattenverhältnis ausschließlich durch die beiden konstanten Verhältnisse (durch ein Produkt aus Abstammungs- und Geschwisterverhältnis) festlegt. Die „elementare Formel“ schreibt einen Verwandtschaftsgrad (gleichsam eine biologische Distanz) vor und trifft innerhalb dessen noch einmal eine Auswahl. Das biologisch gleich enge Verwandtschaftsverhältnis zwischen parallelen Vettern wird durch die Regel ausgeschlossen: X kann nicht die Tochter des Bruders seines Vaters heiraten, denn diese gehört – wie er selbst, sein Vater und dessen Bruder – zur Sippe X, und alle Mitglieder dieser Sippe heiraten Mitglieder der Sippe Y.

Die Regel des eingeschränkten Tauschs kann nicht nur auf die Sippe, sondern auch auf die größere soziale Gruppe, die „Hälfte“ oder den „Clan“ bezogen werden. Die einfachste Gesellschaftsordnung des eingeschränkten Tauschs ist die „dualistische“, aus zwei exogamen Hälften bestehende Organisation: Ein Mitglied der Hälfte A kann nur ein Mitglied der Hälfte B heiraten – und umgekehrt.

Die Äquivalenz zwischen Heiratsregel und Verwandtschaftsgrad ändert sich durch diese Verschiebung nur geringfügig. Die Exogamierregeln funktionieren zwar auch zwischen Partnern mit dem Verwandtschaftsgrad Null, z. B. zwischen verschiedenen Stämmen, die eine Fusion beschlossen haben. Aber sie brauchen nur wenige Generationen lang zu funktionieren, dann sind alle Stammesmitglieder miteinander verwandt und heiraten automatisch eine Kreuzkusine – wenn nicht ersten, so doch zweiten, dritten oder vierten Grades. Die Heirat mit der Kreuzkusine ist ohnehin nie die einzig erlaubte, sondern nur die bevorzugte Verbindung. Wo die Kreuzkusine fehlt, kann die Sippe sie durch eine entferntere Verwandte ersetzen und damit die Tauschverpflichtung erfüllen. – Die Differenz ist also nicht groß. Heiratsregeln, die durch die soziale Organisation definiert sind, geben den erwünschten Partner zwar weniger genau an als solche, die den bevorzugten Verwandtschaftsgrad festlegen; dafür aber funktionieren sie automatischer und einfacher (SEP 119).

Lévi-Strauss gibt an dieser Stelle ein erstes Beispiel für eine Äquivalenz zwischen Strukturen: Eine Verwandtschaftsstruktur (der vorgeschriebene Verwandtschaftsgrad zwischen Ehegatten) kann in eine dem Augenschein nach sehr verschiedene soziale Struktur (die dualistische Organisation) übersetzt werden; die Grade der Übereinstimmung und der Abweichung sind angebbar.

Diese Äquivalenz kann noch weiter verfolgt werden: Verschiedenen vorgeschriebenen Verwandtschaftsgraden zwischen Ehegatten entsprechen verschiedene soziale Strukturen.

(1) Die bevorzugte Heirat mit der bilateralen Kreuzkusine entspricht dem „eingeschränkten Tausch“ – einer Tauschform, die von zwei Gruppen mit reziprotem Tauschverhältnis vollzogen wird: X heiratet y, Y heiratet x.

(2) Die bevorzugte Heirat mit der matrilateralen Kreuzkusine (die nur mütterlicherseits mit Ego verwandt ist) entspricht einer anderen sozialen Struktur, die nicht zwei, sondern mindestens drei Gruppen als Partner voraussetzt und die nach dem „verallgemeinerten Tausch“ organisiert ist. Aus dem reziproken wird ein zyklisches Geschehen. Geben und Nehmen folgen nicht unmittelbar aufeinander, sondern werden durch eine Zwischenstufe vermittelt, eben durch das Dazwischentreten einer dritten Gruppe, die den Zyklus der Gegenseitigkeit verlängert: A heiratet eine b, B heiratet eine c und C heiratet eine a.

Auch dieses Tauschsystem kann ausschließlich mit den Konstanten des Verwandtschafts-

systems, als Heirat zwischen Kreuzvettern, dargestellt werden. Die künftigen Ehepartner sind miteinander verwandt, wenn die Regel einige Generationen hindurch Gültigkeit behalten hat: A heiratet eine b, und Sohn A heiratet wiederum eine b, im Idealfall die Tochter des Bruders seiner Mutter, also eine Kreuzkusine mütterlicherseits.

Der wichtigste Unterschied gegenüber dem eingeschränkten Tausch ist, daß die Verwandtschaft zwischen den Gruppen nicht bilateral ist: Gruppe A ist nur mütterlicherseits mit Gruppe B, väterlicherseits hingegen mit Gruppe C verwandt. Die Einbettung einer Gruppe in zwei inhaltlich ganz verschiedene Verwandtschaftsbeziehungen wird in einigen Kulturen durch die anschauliche Opposition von „Knochen“ und „Fleisch“ dargestellt. Die Knochen stammen vom Vater, das Fleisch von der Mutter; im verallgemeinerten Tausch gibt es also „Knochenverwandte“ und „Fleischverwandte“ (SEP 454).

(3) Eine dritte Form, die Heirat mit der patrilateralen Kreuzkusine, ist logisch möglich, aber nicht systembildend (SEP 513, 517). Sie spielt daher bei der Konstruktion der Verwandtschaftsstrukturen eine untergeordnete Rolle.

Das Verwandtschaftssystem ist – wie gesagt – ein deduktives System, das aus dem einen Prinzip des Tauschs alle empirischen Systeme ableitet. Die elementare Formel der Heirat zwischen Kreuzvettern sowie die entsprechenden sozialen Organisationen haben die Funktion einer Schaltstelle. Unmittelbar aus dem Tauschprinzip abgeleitet sichern sie den Übergang vom Prinzip zur Konkretion. Durch Entfaltung der ihnen innewohnenden logischen Möglichkeiten ergibt sich überdies eine erste Gabelung: die Unterscheidung zweier Grundformen, deren Entfaltung Lévi-Strauss in den beiden Teilen seines Buches getrennt weiterverfolgt.

Auch diese Stufe der Konstruktion bereichert Lévi-Strauss durch eine Interpretation. Die Heirat zwischen Kreuzvettern ist gleichzeitig Modellfall und Grenze. Ein gefordertes Minimum an Fremdheit verbindet sich mit einem noch erlaubten Maximum an Gemeinsamkeit. Das Tauschprinzip ist gerade schon verwirklicht, das Inzestverbot gerade nicht mehr wirksam. Das soziale Gleichgewicht, das durch die Struktur entsteht, hat seine größte Bindung, seinen engsten Rahmen in der dualistischen Organisation, während die Systeme des verallgemeinerten Tauschs eine größere Ausdehnung, aber auch eine größere Gefährdung dieses Gleichgewichts mit sich bringen.

3.3. Die empirischen Systeme. Die entscheidende Leistung, die von einer formalen Konstruktion erwartet wird, besteht darin, daß sie bis zu den empirischen Systemen hinunterreicht und deren besondere Formen als Verästelungen allgemeinerer Stufen ableitbar macht. Die Adäquation und Vollständigkeit der Beschreibung ist wichtiger als deren Einfachheit (im vorliegenden Fall: die Deduktion aus einem einzigen Prinzip). Als Beispiel der Entfaltung der elementaren Tauschformen und ihrer Anwendung auf empirische Systeme sei die Tendenz der Systeme des eingeschränkten Tausches angeführt, durch Spaltungen, Verengungen und sekundäre Funktionen aus der dualistischen Organisation kristallähnliche, artistische Verzweigungsstrukturen zu entwickeln.

3.31. Systeme mit vier Sektionen. Das soziale System des australischen Stammes der Kariera verdoppelt die dualistische Organisation durch eine Dichotomie der Generation: Die Kinder einer Frau A gehören zur Sektion C, die einer Frau B zur Sektion D. C kann nur D, ein Mitglied seiner eigenen (oder der übernächsten) Generation heiraten, nicht dagegen A und B, die der Generation seiner Eltern oder der seiner Kinder angehören. An die Stelle der matrilinearen Hälften A und B treten die matrilinearen Generationszyklen A–C und B–D.

Zur weiteren Analyse dieses Systems, das bisher nur als eine Variation der dualistischen Organisation erscheint, stellt Lévi-Strauss fest, daß das System implizit auch die väterliche Linie darstellt: Die Kinder des Vaters A gehören zur Sektion D (weil Vater A mit Mutter B verheiratet ist, deren Kinder D sind), die Kinder des Vaters B zur Sektion C. Neben die matrilinearen Zyklen A–C und B–D treten die patrilinearen „couples“ A–D und B–C.

Um diese Verdopplung funktional zu erklären, konstruiert Lévi-Strauss das Modell einer Organisation, die sowohl in die patrilinearen Hälften X und Y wie auch in die matrilinearen Hälften A und B eingeteilt ist. Jedes Individuum ist demnach durch zwei Indizes definiert: AX, AY, BY oder BX (SEP 124). Da die Heirat zwischen bilateralen Kreuzvettern dieselbe bleibt, wenn sie patrilinear, matrilinear oder bilinear formuliert wird, verändert sich bei der Verdoppelung der Indizes nichts am Verwandtschaftsverhältnis der Ehepartner. Zur Erklärung

der verdoppelten Teilung führt Lévi-Strauss eine neue, außerhalb des Verwandtschafts-systems liegende Kategorie ein: die des Wohnsitzes. Gruppenzugehörigkeit und Wohnsitz können als voneinander unabhängige Funktionen betrachtet werden, wenn die Gruppenzugehörigkeit von der mütterlichen, der Wohnort hingegen von der väterlichen Herkunft bestimmt wird. Zur Illustration konstruiert Lévi-Strauss ein vielzitiertes Beispiel (SEP 187 ff.): Die beiden französischen Städte Paris und Bordeaux seien dualistisch in die (matrilinearen) Hälften „Dupont“ und „Durand“ eingeteilt. Ein Pariser könne nur eine Frau aus Bordeaux heiraten und mit dieser in Paris leben (patrilinearere Wohnsitz). Dann heiratet Herr Durand aus Paris ein Fräulein Dupont aus Bordeaux; ihr Sohn, der kleine Dupont aus Paris, wird später ein Fräulein Durant aus Bordeaux ehelichen. Dieses Fräulein wird wahrscheinlich seine bilaterale Kreuzkusine sein: die Tochter des Bruders seiner Mutter und der Schwester seines Vaters – also die Tochter des Ehepaars „Herr Dupont aus Bordeaux plus Fräulein Durant aus Paris“.

Zwischen dem System der Karriere und dem Lévi-Strauss'schen Modell besteht eine zwar verdeckte, aber totale Identität: „Dupont“ seien A und C, „Durand“ seien B und D; aus Paris seien A und D, aus Bordeaux B und C. Dann ist Herr A ein Dupont aus Paris, sein Sohn D ein Durand aus Paris usw.

Ein weiteres Mal sind zwei Systeme ineinander übersetzbar – diesmal ohne die mindeste Differenz: Ein System, das Hälften und Generationen unterscheidet, wird in ein System übersetzt, das in anderer Weise Hälften und Wohnsitze unterscheidet. Der Vorteil der Lévi-Strauss'schen Version ist einmal, daß sie eindeutig binär gliedert (während das Originalsystem vier Sektionen nebeneinanderstellt). Vor allem aber ordnet Lévi-Strauss jeder Gliederung eine Funktion zu und erreicht damit ein Ideal der formalen Analyse (auch wenn es sich hier um philosophisch so anspruchslose Themen wie Wohnsitz und Gruppenzugehörigkeit handelt). Nicht einmal der Phonologie ist es gelungen, jeder binären Alternative eine eigene Funktion zu geben und damit den Parallelismus von Funktion und formaler Konstruktion gleichsam buchstabierend nachzuweisen. Die Phonologie begnügt sich damit, zu zeigen, daß alle binären Alternativen zusammengenommen die Funktion haben, eine gewisse Zahl von Differenzen zu generieren. Lévi-Strauss hingegen bemüht sich – und auch dies ist ein typologischer Grundzug aller seiner Strukturen –, dieses geringe Maß an Beliebigkeit (Arbitrarität) aus seinem System zu verbannen, die binären Alternativen einzeln zu motivieren und sich damit dem Pol totaler Notwendigkeit maximal anzunähern.

3.32. *Systeme mit acht Subsektionen.* Eine weitere Komplikation erfährt das Prinzip des eingeschränkten Tauschs, wenn das Karriere-System durch eine neue Unterteilung zum Acht-Subsektionen-System der (ebenfalls australischen) Aranda erweitert wird. Zu den Generationszyklen A-C/B-D und A-D/B-C tritt die weitere Unterscheidung in die Subsektionen 1 und 2, die den Tauschzyklus um eine Stufe verlängert. Statt „Herr A heiratet Fräulein B und hat die Kinder D“ heißt es nun: „Herr A1 heiratet Fräulein B1 und hat die Kinder D2.“ Der matrilineare Zwei-Generationen-Zyklus B-D erweitert sich auf die vier Generationen B1-D2-B2-D1. Der patrilineare Zyklus (couple) bleibt auf zwei Generationen beschränkt, aber an die Stelle der zwei Zyklen A-D und B-C treten die vier Zyklen A1-D2, A2-D1, B1-C1, B2-C2.

Lévi-Strauss entflieht dieses verwirrende System in ähnlicher Weise wie das vorherige und zerlegt die acht Subsektionen in Produkte zweier Indizes: eines mütterlichen und eines väterlichen. Die väterliche Linie ist in vier Sektionen organisiert – d. h. die Stammesmitglieder verteilen sich auf vier Wohnsitze, im Modell auf Caen, Laon, Lille und Lyon (SEP 190). Die mütterliche Linie ist zwar weiterhin in Hälften organisiert – es bleibt also bei Dupont und Durand –, aber der Generationszyklus ist von zwei auf vier erweitert. Mutter und Tochter pendeln nicht mehr zwischen Paris und Bordeaux hin und her; sondern Urgroßmutter, Großmutter, Mutter und weibliches Ego wandern über die Stationen Caen, Laon, Lille und Lyon, und erst die Tochter von Ego wird wieder in Caen, dem Geburtsort der Urgroßmutter, das Licht der Welt erblicken.

Dieses artistisch komplizierte Regelsystem, in dem sich der Tauschzyklus über acht ständig neu zusammengewürfelte Subsektionen vermittelt, unterscheidet sich vom Karriere-System nicht nur durch die Verdoppelung der Gruppen, sondern auch durch den Verwandtschafts-

grad der Ehegatten. Nicht Kreuzvettern sind mögliche Partner, sondern frühestens deren Kinder. Bevorzugte Gattin ist die Tochter der Tochter des Bruders der Mutter der Mutter (SEP 192). Der Verlängerung des Tauschzyklus entspricht eine Schwächung der verwandtschaftlichen Bindung der Ehegatten. Die Äquivalenz zwischen sozialer Struktur und Verwandtschaftsgrad der Ehegatten erweist sich damit als komplexe, sich wandelnde Größe, die auf jeder Stufe neu bestimmt werden muß: Der dualistischen Organisation und dem Viersektionen-System der Kariera entspricht die Heirat bilateraler Kreuzvettern, den Systemen des verallgemeinerten Tauschs die Heirat mit der matrilinealen Kreuzkusine, und im Acht-Subsektionen-System der Aranda heiraten Kinder von Kreuzvettern.

3.4. *Verwandtschaftsstrukturen und Phonologie.* Die Adäquation an die empirischen Systeme kann ohne Spezialkenntnisse nicht nachgeprüft werden. Wohl aber erreicht das Verwandtschaftssystem mit der Analyse der Kariera- und Aranda-Systeme eine Komplikationsstufe, die allen verwandtschaftsartistischen Ansprüchen gerecht wird und die darauf hinweist, daß das System auch für die anderen (in anderen Teilen des Buches analysierten) Organisationen ausreichende Differenzierungen zu entwickeln vermag. Der hohe Grad an Ökonomie und an systematischer Perfektion wird mit steigender Komplikation nicht geringer, sondern tritt immer deutlicher hervor. Darum seien die mehrtodischen Übereinstimmungen mit der Phonologie noch einmal aufgewiesen:

(1) Die Elemente, Verhältnisse und Funktionen, mit denen es die Anthropologie zu tun hat – Gatte, Vater, Bruder, Hälfte A, Clan BY usw. –, sind diskontinuierlich wie die Phoneme.

(2) Das Phonem ist in phonologische Eigenschaften auflösbar. Ganz ähnlich kann man das Individuum als „Soziem“ in eine Reihe „soziologischer“ Eigenschaften auflösen, die wie die phonologischen als binäre Alternativen formulierbar sind: Geschlecht, Zugehörigkeit zu einer Hälfte, Sektion oder Subsektion. Ein Angehöriger des Kariera-Systems unterscheidet sich nicht wesentlich von einem französischen Konsonanten (im Rahmen des jeweiligen Systems); er ist definiert durch die binären Eigenschaften:

(I) männlich – weiblich;

(II) Dupont – Durand (matrilineare Hälfte);

(III) Paris – Bordeaux (patrilinearer Wohnsitz).

Im Aranda-System tritt noch eine vierte binäre Eigenschaft hinzu:

(IV) 1–2, die die Wohnsitze noch einmal teilt und vier Wohnsitze unterscheidbar macht. – Die Entwicklung von den elementaren zu den kompletten Gesellschaftsformen baut fast ausschließlich dieses Subsystem der „soziologischen“ Eigenschaften aus und gibt – wie gesagt – jeder einzelnen von ihnen eine funktionale Interpretation.

(3) Das System der „Sozieme“ ist als Katalog reiner Differenzen nicht erschöpfend beschrieben: Es fehlen die „syntagmatischen“ Beziehungen der Sozieme zueinander, die Verwandtschaftsverhältnisse usw., die aus den „Soziemen“ einen „Text“, die Gesellschaft machen.

Auch die Phoneme stehen in „syntagmatischer“ Beziehung, wenn sie eine Phonemfolge – Silbe, Wort, Satz, Text – bilden. Eigene Gesetze regeln diese Beziehungen: die Auswahl der möglichen, die Ablehnung der strukturfremden Silbennuster usw.⁹

Soziologische und phonologische „Syntagmen“ verbinden diskrete Elemente durch Kombinationsregeln. Die Kombinationsregeln selbst jedoch sind in beiden Disziplinen verschieden – was bei ihrer materialen Verschiedenheit nicht weiter erstaunt. Die Form der Heiratsregeln ist weitgehend durch das System der biologischen Fortpflanzung vorgeprägt; das Verwandtschaftssystem baut dieses biologische System durch einige zusätzliche Determinationen weiter aus.

(4) Die Verwandtschaftssysteme sind wie die phonologischen Systeme vollständig formalisierbar. Lévi-Strauss deutet diese Formalisierbarkeit nur an, führt sie nicht durch. Die Systeme sind nicht so kompliziert, daß sie sich nicht in verständlicher Form verbalisieren ließen.

Fast alle Strukturen Lévi-Strauss' sind von der idealen Einfachheit und Klarheit der Verwandtschaftsstrukturen. Sie sind charakterisiert durch die Einheit ihres konstitutiven Prinzips, die geringe Zahl ihrer meist binären Oppositionen und die Interpretierbarkeit des Prinzips wie der einzelnen Distinktionen. Die Strukturen installieren oder konservieren eine Ordnung, ein Gleichgewicht – oder sie vollziehen einen einfachen Denkprozeß, beziehen identifizierend oder kontrastiv eine Opposition auf eine andere und führen ein Problem zu einer Lösung oder zu einem Ausgleich. Es ist Lévi-Strauss' Absicht, diese und keine andere Art von Systemen

zu finden und zu isolieren – jene kristalline Idealgestalt von System also, wie sie durch die Phonologie vorgegeben ist.

3.5. *Einschränkungen.* Das Gebiet der Verwandtschaftsstrukturen ist zwar zentral (besonders für die Ethnologie), aber nicht universal. Die Themenstellung ist eng umgrenzt. Thema ist nicht die Gesellschaft pauschal genommen, sondern „eine partielle, aber für die Forschung besonders geeignete Ausdrucksform der Gesellschaft“ (AS 100). Die Verwandtschaftsstrukturen sind nur eine soziale Komponente, und Lévi-Strauss analysiert nur einen Teil dieser Komponente, nämlich ihren elementaren Teil¹⁰. Ausgespart bleiben komplexe Strukturen, die noch andere Kategorien als solche der Verwandtschaft verwenden und z. B. wie die Bantu als Tauschsymbol einen Kaufpreis, den „Lobola“, einführen (SEP 536). Schließlich begrenzt sich Lévi-Strauss auf einen Aspekt dieser Komponente: das Modell, das man entwickelt, nach dem man aber nicht unbedingt handelt – ähnlich wie wenn man für die Analyse unserer Gesellschaft nur die offizielle Monogamie berücksichtigte und die effektiv praktizierte Polygamie außer acht ließe. Lévi-Strauss beschränkt sich auf eine „Syntax“ (Ricoeur), ohne sich für deren semantische Erfüllung, ihren Stellenwert im Leben der Gesellschaft, zu interessieren.

Außerdem sind die Verwandtschaftssysteme und die meisten anderen von Lévi-Strauss analysierten Systeme kaum repräsentativ für den Schwierigkeitsgrad, dem der Versuch einer strukturalistischen Analyse zumeist gegenübersteht. Einen Vorblick auf die Komplexität der semiologischen Systeme gibt Lévi-Strauss selbst mit „La pensée sauvage“ (1962). Die systematische Form dieses Buches ist wesentlich schwächer als die der „Verwandtschaftsstrukturen“ und der „Mythologiques“. Zwar ist die Themenstellung ähnlich klar umgrenzt. Lévi-Strauss untersucht das Verhältnis zweier Klassifikationssysteme. Die Klassifikation der Natur, der natürlichen Arten (*species*) des Pflanzen- und Tierreichs ist nach seiner Hypothese das Modell für die Unterteilung der Gesellschaft in Clans, Gruppen usw. Die Entsprechung geht so weit, daß nicht nur die Gruppen, sondern sogar die Individuen als Konstituenten einer Gruppe nach Analogie einer natürlichen Klassifikation eingeteilt werden („l'individu comme espèce“, PS Kap. 6 und 7). Diese begrenzte Themenstellung erlaubt (ähnlich den Verwandtschaftsstrukturen) eine allgemeine, philosophisch interessante Interpretation: Sie gibt Einblick in die Logik der sog. Naturvölker („la pensée sauvage“), in die Prozesse der Klassifikation, der Generalisation und Partikularisation. Aber diese Prozesse sind erheblich schwieriger und systematisch weniger befriedigend zu beschreiben. Nicht eine, sondern sehr viele natürliche Klassen können ausgewählt werden, um eine Einteilung in der Gesellschaft darzustellen. Die Zahl der verfügbaren Arten und Unterarten ist meist größer als die Zahl der benötigten Unterscheidungen. Die sozialen Systeme pflegen deshalb nur einige distinktive Züge nach unvorhersehbaren Motiven auszuwählen. Zudem sind die Funktionen der einzelnen Distinktionen weniger festgelegt. Sie haben nur im Glücksfalle etwas mit den natürlichen Distinktionen zu tun, nach deren Analogie sie gebildet sind. Oft kann über die Tatsache der Opposition hinaus keine weitere Funktion festgestellt werden (PS 89). – Lévi-Strauss faßt diesen Tatbestand als Polyvalenz der konkreten Logiken und vergleicht deren Verfahrensweisen mit der Arbeit eines Bastlers, der seine Systeme aus den Fragmenten anderer Systeme zusammensetzt. Die Tatsache der Verbindung ist wichtiger als die genaue Bestimmung der Funktion der Verbindung.

Darin liegt eine deutliche Zurücknahme des theoretischen Anspruchs. An die Stelle eines idealen, elementaren Systems tritt ein alltäglicheres, normaleres. Das konstitutive Prinzip ist nur global anzugeben. Die einzelnen Distinktionen sind zwar diskontinuierlich, aber sie können auf keine verbindliche Ordnung festgelegt werden. Die Funktionen sind nur von Fall zu Fall und nicht immer in befriedigendem Maße anzugeben. Die Möglichkeit der systematischen Darstellung wird von diesen Einschränkungen nicht betroffen; sie ist den Inhalten gegenüber indifferent. Aber das System verschiebt sich vom Pol der Notwendigkeit (der vollständigen Motivierung) um einiges in Richtung auf Arbitrarität.

4. Komplexe semiologische Strukturen: Barthes

4.1 *Elemente der Semiologie.* Barthes' Strukturen sind aktueller als die von Lévi-Strauss, aber sie sind nicht elementar in dessen Sinne. Die Semiologie läßt eine solche Einfachheit

nicht zu. Barthes konzipiert diese neue Wissenschaft als Teil einer Linguistik in erweitertem Sinne. Auch jenes nichtsprachliche Zeichensystem – so meint er – enthält einen sprachlichen Teil: eine Nomenklatur, die die elementaren Einheiten unterscheidet (z. B. die Namen der Speisen im Ernährungssystem) und eine Terminologie, die diesen Einheiten Bedeutungen oder Funktionen zuordnet (z. B. den Speisen Qualitätsprädikate, Gebrauchswert usw.). Barthes analysiert fast ausschließlich diese sprachliche Komponente der Semiologie, die Verbalisierung und Kommentierung eines Gegenstandsgebietes. Er faßt sie als eine Sprache zweiter Stufe auf, deren elementare Einheit nicht Wörter oder Phoneme, sondern z. B. Speisen oder Kleidungsstücke in ihrer verbalisierten Form sind. Er bleibt darum zunächst in dem durch die Linguistik abgesteckten Rahmen und bemüht sich in seinen „*Eléments de sémiologie*“ (1964) darum, die Kategorien des linguistischen Strukturalismus bis hin zu Hjelmslev aus dem engen Rahmen des Satzes zu lösen und auf die semiologische Ebene zu transponieren.

Die Opposition von „*langue*“ und „*parole*“ etwa deutet Barthes semiologisch so um, daß ein Gegenstand des öffentlichen oder privaten Lebens als „*parole*“ einer „*langue*“ zu analysieren ist, wenn er als Ausführung eines Modells, Einzelfall eines Systems aufgefaßt werden kann, wenn er sich auf einen Mechanismus zurückführen läßt, der unter anderen, jetzt virtuellen Möglichkeiten auch diesen aktuellen Gegenstand generiert. Barthes sieht darin kaum eine Einschränkung: „Da unsere Gesellschaft nur standardisierte, normalisierte Objekte hervorbringt, sind diese Objekte notwendig die Ausführungen eines Modells, die ‚*paroles*‘ einer ‚*langue*‘, die Substanzen einer signifikanten Form“ (ES II, 1.4). Eine Fülle von Themen semiologischer Analyse bietet sich an: Institutionen, Konventionen, vorgeformte Verhaltensweisen, industrielle Produktionen usw. Barthes nennt die Kleidung, die Ernährung, das Automobil und das Mobiliar (ES I, 2.2–4). Die „*langue alimentaire*“, das in jedem Akt der Nahrungsaufnahme vorausgesetzte System, stellt ein Inventar möglicher Speisen auf, ordnet diese durch Oppositionen wie „süß/salzig“, gibt an, welche Nahrungsmittel zusammen, welche nacheinander zu essen sind usw. Alles was innerhalb des Systems keine distinktive oder signifikative Funktion hat (so die individuellen Varianten), gehört zur „*parole alimentaire*“.

Die Systeme, die in dieser Art konstruiert werden können, ähneln eher den Klassifikationssystemen der „*Pensée sauvage*“, als den elementaren Verwandtschaftsstrukturen. Von den ökonomischen Idealsystemen sind sie weit entfernt. Sie sind arbiträr im selben Sinne, wie die Sprache ein arbiträres Zeichensystem ist, und bestehen aus Elementen und Regeln, die keine andere Notwendigkeit für sich in Anspruch nehmen können als ihre faktische Existenz. Sie haben kein konstitutives Prinzip, von dem her alle Regeln ableitbar wären; sie sind zu umfangreich, um durchgängig binär organisiert zu sein, und es ist nicht gesagt, daß jeder Differenz auch eine eigene Funktion (eine Bedeutung) zugeordnet werden kann. Mit der Idealform verlieren sie auch ihren inhaltlichen Charakter der Ordnung, des Gleichgewichts und der regulativen Funktion. Ob die Ökonomie des Systems stark oder schwach ist und ob dementsprechend die Analyse eine einfachere oder kompliziertere Erklärung gibt, muß im Einzelfall entschieden werden.

4.2. *Das System der Mode.* Das „*Système de la Mode*“ (1967), das erste von Barthes sehr ausführlich analysierte System, ist in der angedeuteten Weise arbiträr. Es generiert einen Katalog von Bekleidungsformen, die prinzipiell jederzeit durch andere Formen ersetzt werden können. Überdies scheint das System ganz in der Hand einer „*parole*“ – einiger kreativer Individuen, der Modeschöpfer – zu liegen. Diese Veränderlichkeit aber betrifft nur einige abgeleitete Alternativen (kurz/lang, beige/violett/...), während dem Gesamtsystem eine gewisse Stabilität eignet. Barthes genügt daher ein sehr begrenztes Corpus – die auf Mode bezogenen Texte zweier französischer Modezeitschriften zwischen Juni 1958 und Juni 1959 –, um die Verfahrensweise und alle Differenzen des Modesystems einigermaßen vollständig zu erfassen.

Das System der Mode ist in zwei Hinsichten erheblich komplizierter als die Lévi-Strauss'schen Systeme: Es ist ein System aus Systemen – und es ist ein System mit einer unübersichtlich großen Zahl von Elementen und Kombinationsmöglichkeiten.

Wie alle semiologischen Systeme ist das Modesystem ein System aus Systemen. Die wirklich getragene Mode ist von der beschriebenen, sprachlich formulierten Mode zu unterscheiden. Die Mode in beiden Formen hat weiterhin einen Bezug zur gesellschaftlichen Situation, auf die hin sie entworfen ist (dieses Kleidungsstück trägt man im Theater, jenes im Freien usw.).

Dabei ist zu beachten, daß die Mode hier andere Unterscheidungen trifft, als sich von anderen Bereichen her nahelegt, und daß es ein System der gesellschaftlichen Situationen gibt, das nur auf die Mode bezogen, nur für die Mode gültig ist. Schließlich wird speziell in der geschriebenen Mode noch ein weiteres System implizit mitgegeben: ein rhetorisches System; eine Art Ideologie (des Feiertags, der Natur, des Sonnigen, des Kleinen usw.), eine partielle Weltanschauung, die ebenfalls auf ihre terminologische Konstruktion, ihre Kategorien hin untersucht werden kann. Das Modesystem umfaßt damit vier Systeme: reale Mode, geschriebene Mode, gesellschaftliche Situation, Modeideologie. Barthes fügt als fünftes „System“ (besser: als fünfte Ebene) noch das globale Signifikat „Mode“ hinzu, die implizite Bestätigung, das getragene oder beschriebene Kleidungsstück entspreche der aktuellen Mode. Dieses globale Signifikat steht in entfernter Beziehung zu den konstitutiven Prinzipien des Tauschs oder der durchgängigen Differenz: Wie diese gibt es dem System Einheit; aber anders als diese schreibt es dem System keine verbindliche Form vor.

Barthes konstruiert aus diesen fünf Ebenen ein komplexes semiologisches System und bezieht sie aufeinander nach dem semiologisch erweiterten Schema von signifiant und signifié. So verhalten sich das System der realen Mode und das der gesellschaftlichen Situationen zueinander wie Ausdruck und Bedeutung. Die wirklich getragene Mode repräsentiert bestimmte gesellschaftliche Situationen; der Bezug auf diese Situationen ist die „Bedeutung“ der Mode. Ein knöchellanges ausgeschnittenes Spitzenkleid ist das signifiant eines signifié: der Ausdruck der gesellschaftlichen Situation des Balls, der Festlichkeit usw.

Hjelmslevs Definition der „Konnotationssprachen“ und der „Metasprachen“ (Prolegomena Kap. 22) erlaubt die Erweiterung des Bezugs von signifiant und signifié auf eine beliebige Anzahl von Systemen. Wenn die Modezeitschrift die Mode und deren Situationsbezug beschreibt, werden beide Systeme in einem neuen Medium, dem der Sprache, ausgedrückt. Sie sind gemeinsam die Bedeutungsseite (le signifié) des signifiant der sprachlichen Formulierung. Damit ist ein Modell gefunden, wie eine beliebige Anzahl von Systemen aufeinander bezogen werden kann. Ein bereits aus signifiant und signifié bestehendes System kann signifié eines neuen signifiant, einer Metasprache werden. Diese Konstruktion ist wiederholbar: das komplexe System der Mode wird seinerseits signifié einer neuen Metasprache, der Barthes'schen Semiologie. – Es gibt noch eine zweite Möglichkeit der Schachtelung: die Konnotation. Ein zusammengesetztes System, die geschriebene Mode, wird signifiant eines neuen Systems – der Modeideologie oder Moderhetorik, die in der Darstellung der Modezeitschrift implizit mitgegeben ist. Der „denotierten“ Bedeutung, der Mode in ihrem Situationsbezug, überlagert sich eine sekundäre, „konnotierte“ Bedeutung.

Barthes' Konstruktion des komplexen semiologischen Modesystems mit Hilfe von Konnotation und Metasprache ist als ein erster Entwurf anzusehen. Die semiologische Erweiterung von signifiant und signifié ist zu global definiert, um eine Identität der mit demselben Begriff bezeichneten Verhältnisse zwischen den Systemen zu sichern. Die zwei sehr verschiedenen Konstruktionen derselben Teilsysteme (SM 47 und SM 49) zeigen, daß das Verfahren noch einen hohen Grad an Beliebigkeit aufweist. Für das Barthes'sche Modesystem ist das kaum ein Nachteil. Es ist noch nicht so weit ausgebaut, daß die Konstruktion eine funktionale Belastung zu tragen hätte. Jedes Teilsystem wird unabhängig für sich analysiert. Die Bestimmung der Korrelation (für die die Konstruktion nur den Begriff „Äquivalenz“ anbietet) steht noch aus.

Die zweite Komplikation des Systems der Mode betrifft das terminologische System, z. B. die Nomenklatur der als modisch geltenden Kleidungsstücke. Als Teilgebiet der Semantik ist diese Nomenklatur nicht auf eine Folge binärer Alternativen zu reduzieren, sondern weist alle Grade systematischer Ökonomie auf. Signifikante Einheit des Modesystems ist nicht das Wort, sondern die sprachliche Bezeichnung des Kleidungsstücks (also meist eine Wortfolge). Als Normalform dieser Benennung wählt Barthes die Matrix „OSV“ (Objekt – Support – Variante; z. B. „ein Mantel mit langen Ärmeln“; Objekt = Mantel, Support = Ärmel, lang = Variante). Allein um die Nomenklatur zu determinieren, müssen zwei Lexika erstellt werden: einerseits das Lexikon der Objekte und Supporte als der Gattungen, Arten und Unterarten, aus denen sich die Kleidung zusammensetzt, andererseits das Lexikon der Varianten, d. h. der Alternativen, nach denen sich ein Kleidungsstück von den anderen unterscheidet.

Unter einer „Gattung“ faßt Barthes alle Kleidungsstücke zusammen, die nicht gleichzeitig

getragen werden können, die also syntagmatisch unvereinbar sind und im Kleidungssystem eine einzige Stelle einnehmen (dem Subjekt im Satz ist der Mantel am Körper vergleichbar). Barthes unterscheidet insgesamt 60 Gattungen. Eine Organisation unter ihnen zu finden, gelingt ihm nicht. Er begnügt sich mit der alphabetischen Ordnung – d. h. mit dem Prinzip der Opposition aller Elemente gegen alle. Ein solcher Katalog ist der geringste und unökonomischste Grad der Strukturierung. Er bezeichnet die äußere Grenze des Strukturbereichs, gehört aber selbst noch eindeutig in den Strukturbereich hinein. Er reicht aus, um alle Differenzen zum Ausdruck zu bringen und infolgedessen auch alle Matrizes zu generieren; er erfüllt also die Forderung der Vollständigkeit. Hingegen drückt der Katalog nicht das Verhältnis aus, in dem die Gattungen zueinander stehen. Er läßt z. B. unausgesprochen, welche Gattungen mit welchen anderen zu einer vollständigen Garderobe kombiniert werden können, welche Arten einer Gattung eine Auswahl unter den Arten einer anderen Gattung treffen usw. Barthes' System ist an dieser Stelle zu weitmaschig und müßte durch andere, kompliziertere Analysen ergänzt werden.

Varianten oder „Vesteme“ sind die Hinsichten, in denen Kleidungsstücke derselben Gattung oder Art voneinander differieren können. Das Inventar dieser Varianten weist 31 einzelne Varianten in bezug auf Größe, Gestalt, Grad, Farbe usw. auf. Alle Grade der Strukturierung kommen vor: die ökonomische Minimalform der binären Opposition (mit/ohne), die verdoppelte binäre Opposition, die um einen neutralen und einen komplexen Terminus erweitert ist (rechts/links/weder rechts noch links = in der Mitte/rechts und links = auf beiden Seiten), die graduelle Opposition (ganz, $\frac{7}{8}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{1}{2}$ usw.), schließlich das alphabetische Inventar der Möglichkeiten.

Gattungen und Varianten sind im Rahmen der Matrix OSV aufeinander zugeordnet. Dazu bedarf es der Assoziationsregeln, die angeben, welche Gattungen mit welchen Varianten kombinierbar sind, welche Matrizes also konstruierbar sind und welche nicht. Mit Hilfe dieser Regeln wird eine gewisse sekundäre Strukturierung der Gattungen erreicht. Außerdem hebt sich durch die Unterscheidung der verbotenen und der erlaubten Verbindungen die gegenwärtige von der vorausgehenden und der nachfolgenden Mode ab. Während Gattungen und Varianten relativ stabil bleiben, vollzieht sich der Wandel der Mode weitgehend im Bereich der mobileren Assoziationsregeln.

Mit den Gattungen, Varianten und Kombinationsregeln ist ausschließlich die Nomenklatur der Kleidungsstücke systematisch analysiert: Die Kombination der einzelnen Kleidungsstücke zum „Text“ der vollständigen Garderobe müßte durch eigene Kombinationsregeln noch hinzugefügt werden – ein, wie gesagt, noch auszuführender Teil des Modesystems. Schon bei den Kombinationsregeln zwischen „Gattung“ und „Variante“, dem Teil also, der Modeschöpfer wie Modezeitschriftleser am meisten beschäftigt, beschränkt sich Barthes auf Andeutungen: Das System wird hier so kompliziert, daß es ein geeigneter Lesestoff nicht für Leser, sondern höchstens für Computer ist: 60 Gattungen mit n Unterarten müssen, vermittelt durch n Supporte, auf ihre Kombinierbarkeit mit 31 Varianten untersucht werden, die zwischen 2 und n Alternativen anbieten.

Weniger gründlich als die Domenklatur der Kleidungsstücke werden die Systeme der gesellschaftlichen Situationen (in denen die Kleidung zu tragen ist) und der Rhetorik (des unterschwellig mitgelieferten Weltbildes) analysiert. Barthes beschränkt sich oft auf Anmerkungen und deutet damit an, daß die systematische Darstellung, die zunächst einmal vollständig sein muß, in diesen Subsystemen noch schwieriger zu erreichen ist.

Die Schwierigkeiten der strukturalistischen Analyse – so hat es nach dieser Erfahrung mit dem kleinen, scheinbar einfachen Teilgebiet der Bekleidungs-nomenklatur den Anschein – liegen nicht so sehr in der theoretischen Begründung als vielmehr in der praktischen Ausführung. Eine strukturalistische Analyse mag prinzipiell zu bejahen oder abzulehnen sein. In jedem Fall aber ist sie gar nicht so leicht durchzuführen. Barthes' „System der Mode“ ist tatsächlich eine Systemanalyse (sofern sie noch vervollständigt wird), aber es ist unhandlich. Um einen akzeptablen Grad der Praktikabilität zu erreichen, sind weitere Analysen und wahrscheinlich auch andere Methoden notwendig, die über die taxinomische, von Barthes verwendete, hinausgehen.

Die Vollständigkeit, Adäquation und Praktikabilität des Modesystems einmal vorausgesetzt, ist doch die Zahl der Probleme begrenzt, die mit Hilfe eines solchen Systems gestellt und gelöst werden können. Zumeist wird es sich um Probleme handeln, die man als banal zu bezeichnen

gewöhnt ist. Man wird eine genaue Differentialanalyse zwischen weiblicher und männlicher, zwischen Theater- und Berufskleidung anfertigen können. Man wird auch fragen können, welchen Körper sich die Frau von heute wünscht. Aber schon bei der Frage nach der Differenz zwischen Modezeitschrift und alltäglicher Moderealität ist das Barthes'sche Modesystem überfragt. Diese Frage ist erst auf der Basis eines erheblich erweiterten Corpus stellbar (das eine formale Analyse der Moderealität mit einschließen müßte). Unendlich viel weiter ist das semiologische Modesystem von einer Analyse der Funktion der Mode im Ganzen der Gesellschaft entfernt. Die Zahl der analysierten Subsysteme müßte um einige Potenzen erhöht werden. Der Abstand zwischen erreichtem Resultat und zu lösender Aufgabe kann, so scheint es, in absehbarer Zeit nicht kleiner, sondern nur größer werden.

4.3 S/Z. „S/Z“, die jüngste Publikation Barthes' (1970), bringt gegenüber dem „Système de la Mode“ einige Veränderungen. Als Gegenstand wählt Barthes einen einzigen literarischen Text, die Balzac-Novelle „Sarrasine“, die er in Lexien (Leseeinheiten), kurze Textstücke zerlegt und fortlaufend semiologisch kommentiert. Auch dieses Corpus wird unter dem Signum der „langue“ als Durchführung eines Modells, als „écriture“, Produkt einer kollektiven Schreibweise aufgefaßt. Analysiert wird nicht der streng singuläre, unwiederholbare „Stil“, sondern der „lesbare“, d. h. „interpretierbare“ Text. Als Interpretation kündigt Barthes keine Vereinheitlichung, keine Konzentration auf eine Sinnstruktur an, sondern der Text soll als „triumphierender Plural“, als „Milchstraße von Signifikanten“ gelesen werden (S/Z 11–12). Was Barthes ankündigt, ist nicht das, was man sich unter einem System vorzustellen pflegt, wohl aber das, was von einem semiologischen System zu erwarten realistisch ist: eher eine Zerstreung in die Variation als eine Konzentration auf die Einheit.

Das System des literarischen Textes ist nicht weniger komplex als das der Mode. Prinzip der Textanalyse ist es, den Text auf verschiedene „Codes“ zu verteilen – verschiedene Ebenen, auf denen der Text gleichzeitig oder nacheinander spricht und die man durch jeweilige Verengung des Blicks isolieren kann. Fünf solcher Codes stellt Barthes heraus:

- Der Code der Handlungen und Verhaltensweisen (ACT) umfaßt das Geschehen, die Einzelhandlungen und Handlungsfolgen, aus denen sich ein erzählender Text zusammensetzt.
- Der „hermeneutische“ Code (HER) betrifft jene Elemente, die die Spannungskurve des Textes ausmachen und die im Leser eine (durchaus kriminalistische) Spannung wecken, steigern und lösen.
- Der „kulturelle“ Code (REF) betrifft die Rückgriffe des Textes auf einen Horizont des allgemeinen Wissens und der Vorurteile – Verweise, die entweder eigens ausgeführt oder die beim Leser als Allgemeinbildung oder ideologische Fixierung vorausgesetzt werden.
- Der Code der konnotierten Seme (SEM) umfaßt die Bedeutungseinheiten, die der Text als den Sinn dieser oder jener Situation andeutet, ohne sie direkt zu nennen („Reichtum“, „Gefahr“, „Weiblichkeit“ usw.). Aus den Kombinationen, Verschiebungen und Verstärkungen dieser Bedeutungseinheiten ergibt sich ein Gesamtsinn, eine Thematik.
- Der Code des symbolischen Feldes (SYM) nennt den einheitlichen Bezugspunkt, der sich in verschiedenen Zusammenhängen des Textes durchhält, und meint ungefähr die Synthese, die die traditionelle Textinterpretation herauszuarbeiten versucht.

Wie einzelne Orchesterstimmen auf die Takte einer Partitur, sind die Codes auf die Lexien des Textes verteilt. Der Partiturerler kann dementsprechend fünf Inventare, fünf Folgen von Einheiten je eines Codes isolieren, die innerhalb einer Folge und mit den anderen Folgen in verschiedener Weise verbunden sind und die zusammen die Vielstimmigkeit, den „Plural“, des Textes bilden.

Gegenüber dem „Système de la Mode“ nimmt Barthes in „S/Z“ den theoretischen Anspruch in zwei wesentlichen Punkten zurück. Einmal sind die fünf Codes nicht zu einem System von Systemen zusammengebaut, sondern ihr Verhältnis zueinander bleibt offen. Barthes begnügt sich mit dem freien Spiel der Codes, bei dem mal der eine, mal der andere dominiert. Dieser Verzicht wiegt nicht schwer angesichts des provisorischen Charakters und der Funktionslosigkeit der Konstruktion aus Konnotation und Metasprache.

Zum andern verzichtet Barthes auf eine Rekonstruktion des Paradigmas eines jeden Codes (S/Z 266). Keine verbindliche Form für die Einheiten eines Codes (keine Matrix) wird festgelegt, kein Inventar zusammengestellt, und keine Kombinationsregeln werden gefunden. Da-

mit ist der Systemcharakter eigentlich aufgegeben, oder besser: er bleibt virtuell und wird vorausgesetzt. Der Text wird so aufgefaßt, als konstituiere er sich durch fünf Systeme und als seien die beim Zerschneiden aufgefundenen Elemente die elementaren Einheiten eines dieser Systeme. In Barthes' Formulierung heißt das: Vielfältige flüchtige Strukturen werden angezielt. Der Strukturierung wird der Vorzug vor der Struktur gegeben. Die Strukturen – das ist offenbar Barthes' Auffassung – sind zu flüchtig, als daß ihre vollständige Erfassung möglich oder sinnvoll wäre. Ihre Konstanz reicht nicht aus, um Inventar und Kombinationsregeln herzustellen. Dafür wäre ein größeres Corpus erforderlich, und über den Einzeltext hinaus ist die strukturelle Konstanz nicht garantiert. Die „Strukturierung“, die Barthes statt dessen präsentiert, ist das Simulacrum einer Struktur. Die semiologische Analyse beginnt beim vollen Textverständnis des Lesers und endet bei Einheiten, die immer noch komplexe Gebilde der Normalprache sind und die die ganze Verständnisebene voraussetzen. Von einem orthodox strukturalistischen Standpunkt aus gesehen bleibt sie im Stadium der beginnenden Analyse, angewiesen auf die Stützebene des schon vorhandenen Verständnisses. Aber offenbar liegen dieser Zurücknahme des Anspruchs die methodischen Erfahrungen mit dem „Système de la Mode“ zugrunde. In „S/Z“ werden weder die Methode noch der Leser überfordert. Die Analyse wird nur so genau, wie der Leser ihr folgen kann. Der analysierte Text ist als Exempler des lesbaren, als Sinn rekonstruierbaren Textes ausgewählt. Die Analyse gibt also offenbar die Grenzen strukturalistischer Beschreibbarkeit an, wie sie mit den Mitteln Barthes' zu erreichen ist.

4.4. *Überblicke.* Dem Anspruch durchgängiger Rationalität eines bestimmten Typs auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften steht eine Reihe materialer Einzeluntersuchungen gegenüber, die zeigen, in welchem Maße der Anspruch konkret zu realisieren ist.

Die Durchführung gelingt nur dort, wo das Objekt formalisierbar gemacht werden kann, wenn es in eine Anzahl elementarer Einheiten zerlegt – oder allgemeiner: wenn es quantifiziert werden kann. Voraussetzung dafür ist – bei der Kompliziertheit geisteswissenschaftlicher Objekte – eine scharf begrenzte, möglichst enge Fragestellung: Formalisierbar ist jeweils nur ein einziger Aspekt oder eine geringe Zahl von Aspekten, nicht aber ein ganzes Gebiet, und formalisierbar ist nicht jeder beliebige Aspekt, sondern es gilt, jeweils im einzelnen, eine Fragestellung zu finden, unter der eine Formalisierung möglich und sinnvoll ist. Das Postulat, alle Geisteswissenschaften vollständig zu strukturalisieren, ihre Objekte strukturalistisch und nicht anders zu analysieren, ist eine motivierende, antreibende Kraft für die Fortführung strukturalistischer Analysen. Es beschreibt jedoch weder den Zustand und die gegenwärtigen Möglichkeiten der Geisteswissenschaften noch vermag es, ohne weitere Legitimation diesen eine verbindliche Form vorzuschreiben. Nach seiner eigenen methodischen Grundlage ist der Strukturalismus eine Hypothese über eine bestimmte Zahl von Gegenständen und steht mit anderen Hypothesen in Konkurrenz.

Validität und erklärende Kraft einer Untersuchung sind jedoch nicht bereits durch das Adjektiv „strukturalistisch“ vorgegeben. Abstufungen ergeben sich. Alle linguistischen Systeme sind dadurch limitiert, daß sie sich auf eine Synchronie beziehen und daß sie die Form, nicht aber die Folge der Elemente determinieren. Innerhalb dieses Rahmens zeichnen sich die Systeme Lévi-Strauss' dadurch aus, daß sie einfach sind, ein durch wenige Oppositionen definiertes Grundmuster darstellen, das dank seiner Einfachheit über eine außerordentlich große Zahl empirischer Systeme hinweg verfolgt werden kann. Hingegen sind die Aussichten schlecht, derart ökonomische Idealsysteme in anderen Bereichen nachzuweisen: Die Vereinfachung dürfte fast immer so groß sein, daß die wichtigsten Differenzen in den Bereich der nicht-signifikanten Varianten fallen. Die semiologische Methode, die Barthes entwickelt, läßt sich auf eine wesentlich größere Zahl von Objekten anwenden, außerdem auf solche, die zur Analyse der gegenwärtigen Welt einen engeren Bezug haben. Hingegen sind die Objekte in ihrem Umfang ungleich enger umgrenzt, die Deskription ist komplizierter, weniger ökonomisch und erreicht z. T. nur den minimalen Strukturierungsgrad des Inventars – eine Situation, die andeutet, daß die Strukturbeschreibung durch weitere Untersuchungen wahrscheinlich noch verbessert werden kann. In „S/Z“ nimmt die Strukturbeschreibung wichtige programmatische Forderungen zurück. Das ist nicht so sehr Ausdruck eines prinzipiellen Verzichts, sondern eher der Versuch, mit strukturalistischen Mitteln zu Ergebnissen zu kommen, die mit den Ergebnissen anderer Methoden konkurrieren können, und sich nicht mit Teilresultaten zufriedenzugeben; außerdem der Versuch,

flüssige, variable Inhalte, die sich nicht zu Systemen fixieren lassen, dennoch mit Hilfe des Systembegriffs, als Strukturierungsprozesse, zu fassen. Das Bild des Strukturalismus, das sich nach diesen Skizzen ergibt, ist nicht das einer gefestigten, überall erfolgreichen Methode, sondern das einer im Aufbau befindlichen, mit Schwierigkeiten kämpfenden Methode, die den Vorzug der exakten, invarianten Beschreibungsmethode noch kaum in verbesserte Ergebnisse umzumünzen vermag.

5. *Jenseits des Strukturalismus: Die philosophische Kritik*

Die vorausgehende Darstellung sollte zeigen, daß es nicht so sehr das Problem ist, den Strukturalismus in seine Grenzen zu weisen, als umgekehrt, dem Strukturalismus aus seinen allzu eng gezogenen Grenzen herauszuhelfen. Da die philosophische Kritik (insbesondere die marxistische) vor allem auf die Herausforderung der eingangs skizzierten strukturalistischen Utopie reagiert, ist es nicht ganz leicht, sie auf die Thematik eines zu entwickelnden Strukturalismus zu beziehen. Zwei Positionen der philosophischen Kritik müssen unterschieden werden: Eine Position kritisiert den Strukturalismus, weil er wichtige Probleme nicht zu lösen imstande ist – Probleme, die wenn nicht strukturalistisch, so doch einzelwissenschaftlich gestellt und gelöst werden können. Diese Kritik soll konstruktiv umformuliert werden, als Vorentwurf einer möglichen Entwicklung des Strukturalismus. Eine zweite Position kritisiert den Strukturalismus, weil er wichtige Probleme nicht zu lösen imstande ist, die ihm auf Grund seines methodischen Ansatzes gar nicht sichtbar werden können. Diese Position wird eingehender zum Verhältnis der „sichtbaren“ und „unsichtbaren“ Probleme befragt werden müssen.

5.1. *H. Lefèbvre*. H. Lefèbvre mißfällt am Strukturalismus „die Armut dieses der Phonologie entliehenen Modells“ (ADS 290), dem „die komplexesten, die reichsten Ebenen der sozialen Wirklichkeit entgehen“, und er weist auf die Linguistik hin, deren komplexeste Ebenen ebenfalls nicht durch die Systemkonzeption faßbar seien (ADS 287). Lefèbvres Kritik, die durch die Darstellung der vorausgehenden Seiten vollständig bestätigt wird, beruht auf dem Argument der z. T. sprunghaft ansteigenden Komplexität von Ebene zu Ebene.

In der Tat muß die Fähigkeit des Strukturalismus zur Analyse dieser komplexeren Ebenen einem hypothetischen Fortschritt anheimgestellt werden. Falls es aber zu einem solchen Fortschritt kommen sollte, können Lefèbvres eigene Untersuchungen als Planskizzen und Vorentwürfe eines künftigen Strukturalismus Verwendung finden.

Auf der lexikalischen Ebene etwa kann man nach Lefèbvre wenn auch kein System, so doch Subsysteme konstruieren, untergeordnete Zusammenhänge, die nicht in sich abgeschlossen, sondern zueinander durchlässig sind. Das Wohnen, das Sich-Kleiden (Barthes' „Système de la Mode“), das Essen (Barthes' Système de la nourriture) konstituieren je ein solches Subsystem. Diese Subsysteme müssen aufeinander bezogen werden, denn es sind dieselben Leute, dieselben Mitglieder einer bestimmten sozialen Gruppe, die wohnen, sich kleiden und essen. Die Modelle, nach denen sie konstruiert sind, dürfen (anders als bei Barthes) nicht auf ein Corpus fixiert sein, sondern sie müssen durch den Bezug auf andere Subsysteme (also durch Material anderer Corpora) korrigiert und verfeinert werden. Um ein Modell des Wohnens in Eigenheimen zu konstruieren, muß man die lexikalische auf die reale Ebene beziehen (die Sprache mit der Realität, die Wörter mit den Sachen konfrontieren), muß man sich auf eine soziale Gruppe beschränken und kann erst in einem weiteren Schritt die Totalität der Gesellschaft erreichen. Die Gesellschaft als Einheit und Bezugspunkt aller Subsysteme ist eine „äußerst komplexe Globalität“ (ADS 302) – eine Auffassung, die die Erfahrung mit der Semiologie nur allzu sehr bestätigt.

Wie die Strukturalisten versucht Lefèbvre Systeme dort zu isolieren, wo sie am leichtesten zu finden sind: auf der Ebene der Subsysteme. Anders als die Strukturalisten arbeitet er gleichzeitig auf mehreren Ebenen, auch auf der obersten und allgemeinsten, der der Gesellschaft, und bezieht auch Probleme mit ein, die nicht oder noch nicht strukturalistisch gestellt und gelöst werden können. Das verleiht seinen Untersuchungen – strukturalistisch gesehen – den Charakter eines Vorentwurfs: Sie deuten an, wie größere Problemkreise ungefähr (d. h. ohne strenge Formalisierung, die noch nicht möglich ist) ausgearbeitet werden müssen, wie sich Teilsysteme zu einer größeren Einheit zusammenfügen, wo Kritik anzusetzen ist usw. Das System der Mode, das Barthes analysiert, hat genau den theoretischen Status des Subsystems, den Lefèbvre

ihm zuerkennt. Es müßte auf die tatsächlichen Kleidungsgewohnheiten der sozialen Schicht, die Modezeitschriften liest, bezogen werden, außerdem auf benachbarte Subsysteme wie Wohnen und Essen, schließlich auf die entsprechenden Subsysteme anderer sozialer Schichten – lauter Aufgaben, deren Dringlichkeit auch das Buch von Barthes zeigt und deren Durchführung das gewählte Modell sicher nicht unbeträchtlich korrigieren wird¹⁴.

Damit ist eine der Formen umschrieben, wie sich strukturalistische zu nicht-strukturalistischen Analysen verhalten können: Letztere können für die ersteren Vorbild sein – ein Modell nicht des methodischen Vorgehens, sondern des inhaltlichen Ergebnisses, eine Zielvorstellung, die in strukturalistischer Schreibweise realisiert werden soll. Da die strukturalistische Analyse umständlicher, langsamer ist und auf Präzision und Vollständigkeit zu achten hat und da sie andererseits den auszudrückenden Inhalten weitgehend indifferent gegenübersteht, ist es durchaus sinnvoll, die gewünschte Durchführung eines Problems zunächst skizzenhaft anzudeuten und sie dann soweit wie möglich explizit Schritt für Schritt nachzuschreiben.

5.2. *Hermeneutische Philosophie: P. Ricoeur.* Paul Ricoeur versucht, über den Strukturalismus hinaus zu den Fundamentalfragen einer hermeneutischen Philosophie zu kommen. Er steht dabei in der Tradition der neueren Philosophie, die (seit Kierkegaard und Nietzsche) den Begründungszusammenhang von Struktur und Ereignis genau umgekehrt ansetzt, als es der Strukturalismus tut: Wirklichkeit wird im hic et nunc gestiftet, entspringt der Gegenwart, und Strukturen sind für die Realität nur insoweit von Belang, als das Ereignis der Aktualität sie konstituiert. Den fundierenden Charakter des Ereignisses gegenüber der Struktur versucht Ricoeur in zwei Ansätzen zu zeigen:

(1) In dem Aufsatz „Structure et herméneutique“ (1963) nimmt er Bezug auf Lévi-Strauss und nennt eine Gesellschaft, die sich durch keine Strukturkonzeption, sondern nur durch Kategorien wie Ereignis, Geschichte und Hermeneutik angemessen beschreiben läßt: die jüdische Kultur der Antike. Entscheidend für diese Gesellschaft ist ihr Bezug auf einige begründende Ereignisse. Die überlieferte Alternative von Verheißung und Drohung z. B. wird von den späteren Generationen bewußt in ihre Gegenwart aufgenommen (während Strukturen unbewußt weiterwirken); und sie wird als Ereignis, als interpretierbarer Sinnkomplex verstanden (während Strukturen sich mit einem gleichsam syntaktischen Arrangement von Elementen begnügen). Das begründende Ereignis kann innerhalb jeder beliebigen sozialen Struktur verstanden werden und erhält, auf eine neue Gegenwart bezogen, eine neue Interpretation.

In einem zweiten Schritt verwandelt Ricoeur die Gegenüberstellung in eine Fundierung: Strukturen sind in der Hermeneutik begründet. Wenn eine Gesellschaft sich nach Analogie mit der natürlichen Ordnung organisiert, muß sie instand sein, Analogien wahrzunehmen; und wenn das Verhältnis von „oben“ und „unten“ als signifikante Opposition aufgebaut wird, ist ein Verständnis von Sinn vorauszusetzen. Ein sinnkonstitutives, hermeneutisches Denken, das sich selber denkt, ist die Bedingung dafür, daß unbewußte Strukturen wirksam werden können.

(2) In einem späteren Aufsatz, „La structure, le mot, l'événement“ (1967) zeigt Ricoeur die ontologische Priorität des Ereignisses an einem linguistischen Beispiel¹². Die linguistische Ebene des Satzes hat Ereignischarakter und läßt sich nicht auf Strukturen reduzieren. Der Satz hat den Präsenzmodus des tatsächlich geschehenen Sprechens (nicht der a-zeitlichen Virtualität des Systems). Er besteht aus einer Folge von Akten freier Auswahl (ist nicht eingebunden in den Zwang des Systems). Diese Wahlakte produzieren neue Kombinationen und Aussagen (im Gegensatz zum endlichen Inventar der Zeichen). Der Satz ist intentional bezogen auf eine ideale Bedeutung und einen realen Sachverhalt. Er ist Sprechakt eines Sprechers, der seine besondere Individualität durch das Personalpronomen „ich“, durch Orts- und Zeitadverbien usw. bezeichnet – Wörter, die ihre Bedeutung erst durch die Situation des Sprechakts erhalten.

Mit dem Nachweis der konstitutiven Rolle des Ereignisses ist Ricoeurs Intention noch nicht erschöpft. Da die Ebene des Satzes Ereignischarakter hat und zugleich eine Kombination von Zeichen ist, enthält sie die Antinomie von Struktur und Ereignis und ist der geeignete Ort, um die Einheit von Struktur und Ereignis, von langue und parole zu denken. Ricoeur versucht, die strukturalistische Priorität des Systems mit der ontologischen Fundierung der Struktur im Ereignis zu verbinden, ohne die Ebene der Linguistik zu verlassen. Er stellt ein philosophi-

sches Grundproblem in den Rahmen einer konkreten einzelwissenschaftlichen Fragestellung, um damit die Notwendigkeit einer philosophischen Fundierung des Strukturalismus nachzuweisen.

Als fundierende Einheit faßt Ricoeur einen Prozeß des Austauschs (*échange*) zwischen Ereignis und Struktur im Ereignis und weist diesen Prozeß am Beispiel des Wortes (*mot*) auf. Das Wort, leere Virtualität innerhalb eines Systems reiner Differenzen, erhält seine Fähigkeit zu benennen durch die flüchtige, momentane Aussage des Satzes. Aber während die Aktualität des Satzes gleichsam spurlos vorübergeht, behält das Wort den hinzugewonnenen Ausdruckswert und kehrt bereichert in die Virtualität des Systems zurück. Durch die Folge seiner Aktualisierungen gewinnt es eine Geschichte.

Ricoeur verdeutlicht diesen Austauschprozeß durch eine Erklärung der Polysemie, der Fähigkeit des Wortes, „neue Sinndimensionen zu erwerben, ohne die alten zu verlieren“ (SME 818). Das Wort wird durch zwei Faktoren konstituiert: einen Faktor der Expansion, der Hinzugewinnung neuer Gebrauchswerte in der Folge der Aktualisierungen –, und einen Faktor der Limitation, der wechselseitigen Abgrenzungen der Bedeutungen im System. Der doppelte Prozeß von Expansion und Limitation, der Prozeß der „geregelten Polysemie“ (SME 818) ist ein Geschehen des Austauschs zwischen Ereignis und Struktur, ein sowohl synchronisches wie diachronisches, ein „panchronisches“ Geschehen.

Die dergestalt erreichte Einheit von Ereignis und Struktur ist zugleich ein eindeutiges Fundierungsverhältnis: Basis der Sprache ist der Prozeß, nicht die Struktur. Erst der fortgeschrittene Prozeß der Differenzierung ergibt die Notwendigkeit einer Begrenzung der Expansion einzelner Worte, d. h. eines Systems von Positionen. Dieses System ist selbst mit Prozeßkategorien (als Prozeß der Limitation) beschrieben; es hat eine Folge von Akten zur Grundlage. Es hat keine kreative, sondern ausschließlich negative, bescheidende Funktion und ist angewiesen auf das Wirken des sprachschöpferischen Aktes.

Ricoeur begnügt sich nicht mit einer ontologischen Analyse, sondern er artikuliert diese innerhalb der Linguistik und mit deren Mitteln. Für die Linguistik aber ist diese Analyse nur dann von Nutzen, wenn sie sich konkretisieren läßt, wenn sich beim Einzelwort oder beim Wortkomplex angeben läßt, wie der kumulative und limitative Prozeß der Bedeutungserwerbung vor sich geht. Besonders erfolgreich wird eine solche Theorie sein, wenn sich möglichst viele und möglichst einfache Gesetze daraus ableiten lassen¹⁸. Damit aber wird der Prozeß des Sprechens allgemein dargestellt, im günstigsten Falle sogar formalisiert, und der philosophische Fundamentalkarakter des Ereignisses geht wieder verloren¹⁴. Wenn es gelingt, den Prozeß der Bedeutungsbildung in allgemeine Gesetze zu fassen, verschiebt sich die Grenze zwischen *langue* und *parole* (System und Ereignis): Jetzt kann ein Gebiet systematisch beschrieben werden, das zuvor unter dem Namen „*parole*“ ausgeschlossen werden mußte. Der im System vorgeprägte Prozeß der Bedeutungsbildung wird im jeweiligen Sprechakt lediglich aktualisiert, ohne daß diesem Sprechakt eine besondere (etwa eine fundierende) Bedeutung zukäme. Das von Ricoeur auf Ereignis hin relativierte Systemmodell geht durch diese Relativierung prinzipiell unverändert hindurch und gewinnt eine Dimension der Erklärbarkeit hinzu, wird „more powerful“.

Daß Ricoeurs philosophischer Ansatz tatsächlich in dieser Weise einzelwissenschaftlich umgewendet werden kann, geht aus seinem Hinweis auf Chomsky hervor. Chomsky gebührt das Verdienst einer „neuen Konzeption der Struktur als eines geregelten Dynamismus, die den ersten Strukturalismus besiegen wird, indem sie ihn integriert“ (SME 814). Aber bei Chomsky ist die Struktur nicht in der Ebene des Ereignisses verwurzelt, sondern das Ereignis wird konstruierbarer Teil der Struktur. Chomskys Struktur ist die Menge der zahlenmäßig nicht begrenzten Kombinationen, die sich aus einem Inventar von Einheiten und Regeln konstruieren lassen. Basis seiner generativen Grammatik bleibt die Systemtheorie.

Ricoeurs Versuch, Strukturalismus und hermeneutische Philosophie zu verbinden, ist nicht gelungen. Seine Theorie kann vielleicht im weiteren Ausbau der Semantik verwendet werden. Aber die hermeneutische Philosophie findet keinen Eingang in den Strukturalismus. Das Ereignisproblem bleibt ein philosophisches.

Die philosophische Position Ricoeurs ist von dieser Schwierigkeit, sich innerhalb des Strukturalismus auszusprechen, unberührt. Unter dem Anspruch der Letztfundierung ist das struktu-

realistische Denken qua objektiviertes Denken nur eine Etappe auf dem Wege des Selbstverständnisses und bedarf einer Aufnahmestruktur, einer reflexiven hermeneutischen Philosophie, die im Idealfalle eine „totale Rekapitulation aller Inhalte des Selbstbewußtseins“ (eine Art Hegelscher Logik) leistet. (SH 617 f.).

5.3. *Strukturontologie*: H. Rombach. Die Analyse von Strukturen ist nur eine Stufe der philosophischen Reflexion und bedarf der Einbettung in eine konstitutive Ebene. Diese Formulierung kann in der Philosophie auf allgemeine Zustimmung rechnen. Sie ist in die verschiedenen Terminologien übersetzbar. Ein hermeneutisches Denken ist die Aufnahmestruktur für ein Geschehen des Austauschs zwischen Struktur und Ereignis (Ricoeur). Die Praxis entfaltet sich in einem dialektischen Prozeß von Struktur und Geschichte (Lefèbvre, A. Schmidt usw.); sie enthält die Strukturen als träges, Freiheit, Entscheidung usw. als kreatives Moment (Sartre). Das ontologisch abgeleitete „System“ gibt die ontologisch selbständige Verfassung der „Struktur“ nur in einer Verkürzung, ohne deren Dynamik und Genetik, wieder (Rombach).

In bezug auf den Strukturalismus und seine formale Analyse besteht ein erstaunlicher Konsensus zwischen den Philosophien. Die Differenzen zwischen dem Strukturalismus und jeder Philosophie, die sich als Fundamentalphilosophie versteht, sind so groß, daß die Differenzen zwischen den Philosophien sich nicht profilieren und z. B. Stadien auf dem Weg einer Überwindung der Metaphysik nicht sichtbar werden.

Wenn abschließend noch auf die „Strukturontologie“ H. Rombachs (1971) Bezug genommen wird, so deshalb, weil dort das Verhältnis zwischen „Aufnahmestruktur“ (Ricoeur) und abgeleitetem „System“ genauer gefaßt ist als bei Ricoeur und weil die Diskussion zwischen Strukturalismus und Philosophie hier die größte derzeit mögliche Klarheit erreicht. Einzig der Aspekt des Verhältnisses von „System“ und „Struktur“, eine Thematik des allgemeinen philosophischen Konsensus also, soll hier aus der „Strukturontologie“ herausgegriffen werden; Gesamtintention und Originalität des Buches treten nicht in den Blick.

Rombachs Begriff des „Systems“ unterscheidet sich nicht von dem entsprechenden Begriff des Strukturalismus („System“ oder „Struktur“). „Die Grundgestalt des ‚Systems‘ zeigt die funktionale Wechselbedingtheit der Momente, ihre relationale Bestimmtheit, den durchreichenden Zusammenhang, die abgeschlossene Stimmigkeit, die Präzision als Voraussetzung der Wechselrepräsentation, die Unangewiesenheit auf ‚Wesen‘, die reine Immanenz der Bedeutungen und dergleichen mehr“ (SO 165). „Das erste Systemmodell, das in reiner, systematischer Form beschrieben werden konnte, war das Planetensystem . . . Weitere elementare Systemmodelle sind Optik, Harmonielehre, Theorie der Waage, Blutkreislauf“ (SO 168 f.).

Rombachs Strukturbegriff ist im Strukturalismus hingegen nicht vorgebildet. Eine „Struktur“ ist nicht von einem vorausliegenden Prinzip her determiniert, sondern sie „entwirft selbst die Dimension, in der sie sinnvoll ist“ (SO 60). Sie bildet ihr Organisationsprinzip aus, indem sie sich verwirklicht, indem sie sich als Bedeutungsgefüge ausarbeitet, dessen Vernetzung immer strenger wird (SO 118). Sie liegt nicht als virtuelle Möglichkeit vor, sondern wird erst mit ihrer Realisierung als Möglichkeit erkennbar, und mit ihrem Untergang hört sie auf, verständlich, d. h. als Möglichkeit faßbar zu sein.

Diese Formulierungen machen deutlich, daß „System“ und „Struktur“ nicht die Oberbegriffe für zwei Objektbereiche sind, sondern daß Rombach mit dem Strukturbegriff eine Einheit zwischen System und Ereignis anzielt. Die Struktur hat ganz gewiß den Charakter des Ereignisses (und nicht den der Virtualität), aber sie hat auch den Charakter des Systems (der „Vernetzung des Bedeutungsgefüges“, SO 118). Wie diese Einheit zu denken ist, ergibt sich aus der ontologischen Definition: Das „System“ ist „nicht eigentlich eine ontologische Grundform, sondern die ontische Abwandlung einer ontologischen Grundform“, der „Struktur“ (SO 16). Mit der Formel „ontische Abwandlung einer ontologischen Grundform“ ist gemeint, daß die „Struktur“ zum „System“ wird, wenn sie als Ding unter Dingen angesehen, wenn sie von außen als stabile praktikable Größe betrachtet und analysiert, nicht hingegen von innen als Totalität erfahren wird. Die „Struktur“ wird zum „System“ durch eine Verengung, eine Reduktion, die die objekthaft faßbaren Züge an ihr isoliert und andere Züge – so die Selbstgesetztheit, die ontologische Selbständigkeit – aus dem Auge verliert. Die strukturalistische Methode redu-

ziert demnach Strukturen zu Systemen, wenn sie gewisse für die Forschung besonders geeignete Ebenen der sozialen Wirklichkeit isoliert.

Die „Struktur“ als Einheit von System und Ereignis erinnert an Ricoeurs Versuch, diese Einheit im Ereignis zu fassen. Rombachs Konzeption unterscheidet sich von Ricoeur in zwei Hinsichten: (1) An die Stelle des Austauschs zwischen System und Ereignis tritt die ontologische Identität von System und Struktur. (2) An die Stelle des Ereignisses tritt die Struktur. Der Gedanke der ontologischen Identität ist erheblich klarer und radikaler als der eines Austauschs. Ein Austausch zwischen Ereignis und System läßt notwendig die Frage nach der Fundierung dieses Geschehens entstehen; und wie diese Fundierung im Ereignis zu denken ist, bleibt unbestimmt. Das mag an der Kürze der Andeutung liegen. Ganz deutlich aber verweist der Begriff des Ereignisses auf ein sich selbst denkendes Denken (dessen Inhalte sogar als rekapitulierbar erscheinen) und stellt sich damit in eine transzendentalphilosophische Tradition, die eine Objektivität (die Systeme) in einer Subjektivität (der Reflexion) fundiert. Angesichts der Schwierigkeiten, ein Subjekt nicht empirisch und dennoch subjektiv zu denken, erscheint vor allem hier Rombachs Lösung als entscheidende Klärung, nämlich „Ereignis“ durch „Struktur“ zu ersetzen und unter „Reduktion“ nicht mehr wie Husserl einen „Rückzug aufs Subjekt“ zu verstehen, sondern einen „Rückgang auf den vorsubjektiven und vorobjektiven Grund, der für alle objektiv-subjektive Wirklichkeit Grund ist“ (SO 163). Die Selbstgegebenheit, wichtigstes Indiz ontologischer Selbständigkeit, erscheint nicht mehr als Selbstgewißheit eines Subjekts, sondern als jeweilige, in der Strukturverfassung konstituierte Korrelation zwischen einer Objekt- und einer Subjektverfassung. Eine derart „neutralisierte“ Struktur dürfte einem strukturalistisch fixierten Denken den Zugang zu einer ontologischen Problematik zumindest erleichtern: Auch die Korrelation zwischen dem strukturalistischen System und der gleichsam in Ruhelage befindlichen Subjektivität des Strukturalisten kann ontologisch als Struktur dargestellt werden.

Wenn zwischen System und Struktur ontologische Identität besteht, kann die ontische Fixierung auch zurückgenommen und das System ontologisch als Struktur interpretiert werden. Eine solche Rückinterpretation gelingt am leichtesten, wenn die Bedingungen des Aufkommens und Verschwindens eines Systems nicht als äußere Zufälle erscheinen, sondern in das System selbst als dessen konstitutive Basis integriert werden. Der Strukturalismus etwa wird als Struktur am ehesten faßbar, wenn man ihn als Bewegung versteht, wenn man seine wissenschaftliche Theorie als Aktion und Reaktion in einer Gesamtsituation auffaßt, in der er sich durchzusetzen, sich als Möglichkeit zu beweisen hat. Barthes' eingangs erwähnter Aufsatz „L'activité structuraliste“ hat strukturelle Züge in diesem Sinne und gibt eine Art Autobiographie des Strukturalismus in der Phase des Aufgangs von Möglichkeit: Der Strukturalismus erfüllt als wissenschaftliche Theorie den ganzen Menschen, strahlt auf alle Gebiete (selbst das der Kunst) über und gibt ihnen einen neue Verständlichkeit. Das Motiv des Zauberschlüssels, den die strukturalistische Methode liefert, zeigt überdies den Bezug der Darstellung auf eine einzige präsentische Phase: Die Schwierigkeiten und Relativierungen der Ausarbeitung sowie die Endphase einer erneuten Verschließung der strukturalistischen Dimension treten nur formal schon in den Blick.

Die Einbeziehung eines Systems in eine Entwicklung gibt allein noch keine Gewähr dafür, daß sich das System in eine Struktur verwandelt. Gegenbeispiele sind die betont systematisch orientierten „Problemgeschichten“ verschiedener Wissenschaften oder die „Höhenkammtheorie“ des russischen Formalismus. „System“ und „Struktur“ unterscheiden sich nicht in den Inhalten. Wahrscheinlich gibt es kein Problem, das nicht prinzipiell auch im Rahmen der Systemverfassung gestellt werden kann. Ein „dynamisches System“ kann auch die Beweglichkeit der Struktur in größtmöglicher Annäherung erreichen – ein „System von Systemen“, in dem sich die Systeme zur beweglichen Verbindung eines Supersystems vermaschen, ohne daß die Systemverfassung durchbrochen wird (SO 219).

Rombach ordnet darum nicht wie Ricoeur der Struktur einen sachlichen Bereich zu, in dem die Systemanalyse durch eine Strukturbeschreibung ergänzt werden müßte. Er macht keinen Versuch, die ontologische Fundamentalbetrachtung einzelwissenschaftlich zu formulieren und in einer Einzelwissenschaft anhand eines bestimmten Problems die Notwendigkeit einer philosophischen Fundierung zu zeigen. Die Struktur hat keinen eigenen Bereich; ihr Bereich ist –

auf Grund ontologischer Identität – mit dem Bereich der Systeme identisch. Die Systemanalyse kann nicht durch Ergänzungen, sondern nur in ihrer Gesamtheit ontologisch zur Strukturinterpretation erweitert werden. Systemanalyse und Strukturinterpretation überlagern einander, ohne sich zu berühren.

Auf Grund dieses Verhältnisses tritt an die Stelle des Ricoeurschen Harmonisierungsversuchs zunächst eine harte Rivalität zwischen Strukturontologie und Systemtheorie. Rombach greift die Systemtheorie scharf an: „Sofern der Systemgedanke noch unter der Herrschaft der Ontologie der Fixation bleibt, gehört er noch zur Ontologie der Substanz. Dem Inhalt nach ist er zwar ein Vorgriff auf Struktur, der Form nach aber ein Rückfall auf Substanz“ (SO 166). Um zu verhindern, daß „eine lange Arbeit des Geistes preisgegeben wird“ (SO 179), fordert Rombach von der Systemtheorie, Systeme zu Strukturen zu öffnen – eine Forderung, deren Erfüllung die Auflösung der Systemtheorie bedeuten würde. Auf eine rasche Erfüllung dieser Forderung besteht jedoch keine Hoffnung. Die Systemtheorien sind zwar „ein Rückfall in jeder Hinsicht“, aber sie „scheinen heute das Geforderte zu sein“ und haben „die Wahrheit der Zeit für sich“ (SO 179). Die Strukturontologie „kann über die Erfahrung des Denkens, die aus ihnen spricht, nicht hinweggehen“ (SO 179).

Um den Systemtheorien eine gewisse Denknwendigkeit zuzuordnen, versucht Rombach, ihnen auch innerhalb der Strukturontologie einen Raum zuzuweisen. Prinzipiell gibt es Systeme auch innerhalb der Strukturen. Die Strukturontologie enthält einen „Systemteil“, die „Strukturverfassung“, die „gleichsam die Statik der Struktur enthält“ (SO 165). Jede Struktur bedarf „massiver Elemente“, die wie „die Verholzung des Stammes dem Baum die Möglichkeit einer weiter gespannten Entfaltung geben“ (SO 172). Wenn „Systeme in Strukturen aus strukturellen Gründen nötig sein können“ (SO 172), findet auch die Systemtheorie eine ontologische Legitimation. Zunächst die Legitimation eines Teilgebiets: Sie weist wo immer möglich derartige „Verholzungen“ der Strukturen nach und macht die als Systeme ausgebildeten Teile der Strukturen rekonstruierbar. Schwieriger ist, auch die ontische Verkürzung der Systemtheorie ontologisch zu motivieren. Zwei Argumente bieten sich an. Zum einen ist die ontische Verkürzung die Bedingung der weitgespannten Entfaltung, die der Systemtheorie zweifelsohne gelungen ist. Der Strukturgedanke muß die Form substanzieller Fixierung annehmen, wenn er zu expliziten, exakten, ökonomischen, stabilen Konstruktionen kommen will, und er kann diese Fixierung nur nachträglich und vielleicht unvollkommen wieder abbauen. Zum anderen gehen bei aller ontischen Limitation die Strukturmomente der Dynamik und der Genetik doch nicht verloren. Sie erscheinen, extrem verlangsamt und gleichsam zu einem einzigen Punkt reduziert, als Korrekturbereitschaft der Systemtheorien (SO 219). Der Strukturalismus z. B. verfügt nicht über seine weitere Entwicklung. Eben dies ist seine Strukturkomponente. Er ist bereit, sich zu korrigieren; und „Korrekturen sind Anmessungsvorgänge von Systemen an Strukturen“ (SO 170).

Systemtheorie und Strukturalismus sind damit in die Strukturontologie einbezogen – als eine, nicht die einzige Möglichkeit, wie sich Strukturgeschehen vollzieht. Die Konzeption der ontologischen Identität von System und Struktur erhält einen konkreten Sinn, und zugleich wird verhindert, daß die Konzeption sogleich wieder in einen Systemteil (die Einzelwissenschaften) und einen Strukturteil (die Strukturontologie) auseinanderbricht. Der Strukturalismus untersucht weiterhin fixierte Systeme mit den Methoden, die ihm zur Verfügung stehen. Die Ergänzung des Strukturalismus durch das Ereignis, die Ricoeur fordert, besteht nicht in einer zusätzlichen Wissenschaft vom Ereignis und von den dynamischen Verläufen, sondern ist innerhalb des Strukturalismus selbst, in dessen dynamischer Entwicklung, zu suchen.

Rombachs Interesse dabei ist nicht primär die ontologische Legitimation des Strukturalismus, sondern vielmehr das Überleben der Strukturen im Rahmen verhärteter Systeme: „Vielleicht ist Struktur nur möglich im Vorgang der Wiederherstellung (Rekonstitution) aus der Systemverhärtung“ (SO 220).

Anmerkungen

¹ Die Zitatangaben beziehen sich auf folgende Quellen:

C. Lévi-Strauss: SEP = Structures élémentaires de la parenté, Den Haag ²1967; AS = Anthropologie structurale, Paris 1958, zitiert nach der deutschen Übersetzung: Frankfurt 1967; PS = La pensée sauvage, Paris 1962.

R. Barthes: EC = Essais critiques, Paris 1964; ES = Eléments de sémiologie, in: Le degré zéro de l'écriture, Paris ²1970, 77-176; SM = Système de la Mode, Paris 1967; S/Z = S/Z, Paris 1970.

M. Bierwisch: Strukturalismus, in: Kursbuch 5, Frankfurt 1966, 77-152.

R. Jakobson/M., Halle: Fundamentals of Language, Den Haag 1956.

H. Lefèbvre: ADS = au-delà du structuralisme, Paris 1971.

P. Ricoeur: SH = Structure et herméneutique, in: Esprit, 1963, 596-627; SME = La structure, le mot, l'événement, in: Esprit, 1967, 801-821.

H. Rombach: SO = Strukturontologie, Freiburg/München 1971.

² Die Dualität der Operationen charakterisiert auch die Konzeption Lévi-Strauss'. Dort steht die zweite als die eigentlich strukturkonstitutive Operation im Mittelpunkt. Aber auch die Operation des Zerlegens spielt – wo sie sich nicht von selbst ergibt – eine wesentliche Rolle (z. B. bei der Zerlegung eines Mythos in Mytheme).

³ Der Ethnologe E. Leach, sehr skeptisch in bezug auf die empirische Nachweisbarkeit der Konstruktionen Lévi-Strauss', meint, der authentische Wert Lévi-Strauss' liege nicht in der Auffindung binärer Oppositionen, sondern in einer Fülle poetischer Assoziationen (E. L.: C. Lévi-Strauss, S. 181 der frz. Ausgabe, Paris 1970). G. Mounin, ein Linguist aus der Schule A. Martinets, beginnt einen Aufsatz: „Il est difficile de parler de Roland Barthes, je veux dire d'en parler scientifiquement.“ (G. M.: Introduction à la sémiologie, Paris 1970, 189).

⁴ Verwiesen sei auf G. Schiwy's Darstellung des französischen Strukturalismus und der auf ihn bezogenen philosophischen Kritik, ein Buch, das sich durch Materialreichtum, Zuverlässigkeit der Information und Lebendigkeit der Darstellung auszeichnet. G. Schiwy: Der französische Strukturalismus, Rowohlt (rde 310/311) 1969.

⁵ So A. Schmidt über L. Althusser in dem Aufsatz: „Der strukturalistische Angriff auf die Geschichte“, in: Beiträge zur marxistischen Erkenntnistheorie, ed. suhrkamp 349, Frankfurt 1969, 204.

⁶ Die Darstellung folgt damit einem Hinweis G. Schiwys, der französische Strukturalismus sei weniger durch seine universalen Theorien als vielmehr durch seine konkreten Arbeiten zu charakterisieren (Vortrag am Philosophischen Seminar I der Universität Würzburg vom 8. 7. 1971). – P. Ricoeur meint die philosophischen Exkurse Lévi-Strauss', wenn er sagt, der Strukturalismus schwanke mangels einer philosophischen Einbettung zwischen verschiedenen Philosophien hin und her. Ricoeur unterscheidet in „La pensée sauvage“ einen Kantianismus ohne transzendentes Subjekt, einen Marxismus, in dem die Struktur eine Vermittlerrolle zwischen der Praxis und den Praktiken spielt, und schließlich einen genau entgegengesetzten Anti-Humanismus, der den Menschen auflösen, den Geist zur Sache unter Sachen machen will, um „das Leben in die Gesamtheit seiner physisch-chemischen Bedingungen zu reintegrieren“ (Zit. L-S) (SH 618-620).

⁷ Lévi-Strauss findet in der Soziologie Situationen, die formal denen des phonologischen Linguisten ähneln. Als Beispiel nennt er die Verwandtschaftssysteme (SA 46). An anderer Stelle zieht er eine Parallele zu Spieltheorie und Informationstheorie (SA 345). Barthes definiert als Objekt des Strukturalismus das Funktionale, das in den weiteren Umkreis der Informationstheorie hineingehört (EC 218). Schlüsselbegriffe der moderneren Linguistik – Synchronie und Diachronie, Syntagma und Paradigma bzw. Metonymie und Metapher, Signifiant und Signifié, Denotation und Konnotation – werden zu anthropologischen oder semiologischen Begriffen umformuliert.

⁸ Maria Corti: La lingua italiana d'oggi. Vortrag in Mailand vom 20. 1. 1971.

⁹ Ein Silbenkern V (Vokal /a/ oder Vokalkombination /au/) wird von fakultativen Elementen K (Konsonant /b/ oder Konsonantenkombination /str/) umrahmt. Welche Phoneme oder Phonemfolgen dabei welche der drei Stellen einnehmen können, wird durch einen Katalog

von Gesetzen geregelt. Hinzu treten morphonematische Gesetze (Sonderbehandlung von Phomenen in bestimmten Stellungen), Intonationsgesetze (Wort- und Satzakkzent, Unterscheidung verschiedener Intonationskurven) usw.

¹⁰ Die Verengung ist notwendige methodische Voraussetzung für die Durchführung einer Analyse. Sie kann durch weitere Analysen wieder aufgelöst werden. Die Modelle verschiedener strategischer Ebenen können auf ihre Homologien und Widersprüche hin verglichen und zu einem komplexen System verbunden werden (AS 308). In den „Mythologiques“ wird der „Verwandtschaftscode“ auf andere soziale Codes – code culinaire, code astronomique, code musical, code des politesses – bezogen, und aus den Korrelationen zwischen den einzelnen Codes entsteht ein komplexes Bild der Gesellschaft: ein System aus Systemen.

¹¹ Viele der Überlegungen Lefèbvres könnten in dieser Weise zu strukturalistischen Analysen anregen (eher als daß sie davor zurückschrecken ließen) – so etwa der Gedanke, daß in der heutigen Welt relativ stabile, ausgeglichene und gut ausgebaute Systeme wie die Dorfgemeinschaft untergehen und von komplizierteren und homogeneren Organisationen wie der industriellen Agrarproduktion abgelöst werden (ADS 209 ff.). Der Gedanke ist nicht originell. Aber die Probleme werden so geboten, daß sie unmittelbar Themen einer strukturalistischen Analyse werden könnten: die Auflösung der auf der binären Opposition „männlich/weiblich“ aufgebauten Systeme; das Auseinanderbrechen eines so gut rationalisierten Teilsystems wie der Tonalität in der Musik; die Explosion der Stadtviertel und der alten Städte usw. (ADS 209).

¹² Ricoeur übernimmt von Lefèbvre die Idee, zur Kritik des Strukturalismus vom Begriff der sprachlichen Ebenen auszugehen, und greift auch auf dieselbe Quelle zurück wie Lefèbvre, nämlich die „Problèmes de linguistique générale“ von E. Benveniste. Die Konsequenz, die er zieht, ist aber eine andere. Lefèbvre betont, die Ebene des Satzes sei so kompliziert, daß sie eine strukturalistische Analyse nicht mehr zulasse. Ricoeur hingegen benutzt die Ebene des Satzes, um eine fundamentale Einheit von Struktur und Ereignis aufzuweisen. – An dieser Stelle sei betont, daß sich die Konzeptionen Ricoeurs und Lefèbvres weniger klar voneinander abheben, als es in den Abschnitten 5.1 und 5.2 dargestellt wird. Lefèbvres Denken ist sehr reich und umfaßt auch fundamentalphilosophische Problemstellungen, diese allerdings erheblich diffuser als bei Ricoeur.

¹³ Das gilt z. B. für die Semantik, strukturalistische und nicht-strukturalistische, die mit ähnlichen Modellen wie dem Ricoeurschen zu greifbaren Resultaten zu kommen versucht. Vgl. die Arbeiten K. Baldingers; H.-M. Gauger: „Wort und Sprache“, Tübingen 1970, usw.

¹⁴ Den Fundierungszusammenhang zwischen dem konstitutiven Ereignis und der konstituierten Ebene der Strukturen klar und philosophisch sauber zu formulieren, ist außerordentlich schwierig. Immer wieder besteht die Gefahr, dieses Ereignis allgemein zu beschreiben und damit seinen fundierenden Charakter zu verfehlen. Bei Husserl etwa (auf den Ricoeur sich ausdrücklich bezieht), soll das Ereignis durch die Reduktion auf ein Cartesianisches Cogito gleichsam unvermischt aus der empirischen Erfahrung herausdestilliert werden. Aber in der anschließenden eidetischen Reduktion wird der Ereignischarakter gleich wieder zugunsten eines Wesenskosmos aufgegeben bzw. zur formalen ontologischen Basis zurückgestuft. Vgl. H. Melenk: „Das Phänomen. Darstellung und Kritik des Husserlschen Phänomenbegriffs“ (Diss. Würzburg 1968).

Michel Foucaults strukturelle Theorie der Geschichte

Von Peter SLOTERDIJK (München)

Die Vielgestaltigkeit dessen, was die Zivilisation der Gegenwart als geistige Produkte hervorzubringen nach dem Gesetz der Selbstreproduktion und der Institutionalisierung des historisch-philosophisch-wissenschaftlichen Denkens gezwungen ist, macht eine Reflexion über den Charakter und den Stil möglicher Sachgemäßheit in der Beurteilung dieser Produkte unvermeidlich. Ein Phänomen wie der moderne Strukturalismus kann nicht bloß in einer Definition aus der Idee oder aus der Artikulation seines Selbstverständnisses begriffen werden, vielmehr